

Saint-Sylvan.

Von

A. von Sternberg.

Erster Theil.

Frankfurt am Main, 1839.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Diese Bekenntnisse sind ohne Eitelkeit wie ohne Verstellung hingeschrieben. So weit es in unsre Macht gegeben ist, uns selbst und unsre Nebenmenschen kennen zu lernen, habe ich versucht, sie so darzustellen, wie ich beide gefunden. Du, mein Leser, der du das Kind einer andern Zeit bist, wirst mein Leben nach diesem Geständnisse würdigen.

Obgleich nicht über das Mannesalter hinaus fühle ich doch, bin ich am Ziele meiner Tage. Täuschung und Reiz haben nach einander ihre Macht an mir versucht, ich bin zur Erkenntniß gekommen, daß Stille und Einsamkeit allein würdige Begleiter einer Seele sind, die sich auf eine höhere Existenz vorbereitet. Dir, mein Leser, sind die bunten Blüten meiner Jugend darge-

boten, die einsamen Tage behalte ich, wie billig, für mich.

Wie mag nach hundert Jahren, wo mein Staub schon längst verweht sein wird, dieser Schauplatz der Irrungen sich gestaltet haben? — Diese Frage steigt oft in meinem Geiste auf. Du, der du diese Blätter liesest, kannst sie mir beantworten. Ich kenne dieses Jahrhundert, von dessen Bühne ich abtrete; es ist eben so eitel, als bewundernswürdig, eben so geistreich als verworren. Es ist ein glänzendes, übermüthiges Jahrhundert voll Widersprüche und Liebenswürdigkeiten, es ist das enfant gâté des alten Uranus, und es muß sich entweder bessern, oder es wird in seiner Leichtfertigkeit untergehn. Möchte nur keine dürre, ungefällige und starre Tugend auf diese Zeit der heitern Ungebundenheit folgen, denn unter dem Schutze dieser heuchlerischen Tugend würde es dem niedrigsten Egoismus leicht werden, sich die Oberherrschaft anzumaachen. Ich

war hoch gestellt, ich konnte mir meinen Umgang unter den Ersten meiner Zeit wählen — allein ich will mich vor dir demüthigen, mein Leser, in der Ueberzeugung, daß du viel edler, weiser und glücklicher bist, als ich es sein konnte, denn du lebst in einem Jahrhundert, das auf ein verderbtes folgt, das also folglich ein gebessertes sein muß. Könnte ich dir die Hand reichen, Unbekannter! über die dunkle Kluft herüber, die ein Jahrhundert vom andern trennt; könnte ich dir in's Antlitz schauen, du Sohn besserer Tage! Könnte ich aus deinen Augen die Erfüllung aller glänzenden Hoffnungen sehen, die hier im trüben Kampfe, wie ferne Meteore, mir vor-schwebten. Doch meine grüßende Stimme verhallt, das lebendige Wort erstirbt und nur das todte gelangt zu dir. Aus dem Tode erwächst neues Leben: so mag denn auch ein lebendiger Keim unter dem alternden Stamme verborgen sein, so mag sich eine reisende Frucht unter

einem Haufen farbiger Herbstblätter finden, die der Sturmwind zusammenkräufelte.

Ich habe die einzelnen Abschnitte meiner Geschichte nach den Hauptdichtungsarten benannt, ich hätte sie eben so gut: Ahndung, Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit nennen können. Zeit und Leben ist beides zusammen doch nur Gedicht. Ein jedes höher gestellte Leben geht jene vier Dichtungsarten durch; es sind keine leeren Theorien der Schule — unser Herz dichtet beständig, es dichtet so lange es lebt. Das ist der geheimnißvolle, untilgbare Zusammenhang mit den Versen der Poeten und den Pulschlägen unsres Herzens, sie bewegen beide sich nach dem Schlage eines und desselben Rhythmus. Wir können diese Verwandtschaft nicht ableugnen, und wir thun es auch nicht.

S y l l e .

Erste Jugendeindrücke. — Das Dorf an der Saale. —
 Abendgespräche unter der Linde. — Eine jungfräuliche
 Seele übernimmt es, mich in die Philosophie des Leibnitz
 einzuweihen.

Verseze dich, geneigter Leser — denn daß du mir
 geneigt bist, nehme ich an, weil du dich entschließt,
 einen weiten Zeitraum von Jahren mit mir zu
 durchleben — verseze dich mit reger Phantasie an
 ein kleines sächsisches Dorf an der Saale. Dort
 ist es, wo meine Geschichte beginnt. Siehst du
 jenes Haus an der Grenze des Dorfes, der letzte
 Abendstrahl fällt auf sein Binsendach und blinkt
 in den Fenstern? Das ist die Wohnung des al-
 ten christlichen Weisen, der mich erzog, den ich
 liebte und ehrte, mehr wie meinen Vater, den

ich nur wenig gekannt habe. Dicht an dem Hause bis hinunter an den Fluß breitet sich der Garten aus; jeder dieser Bäume trägt an seinen jetzt hoch emporstrebenden Nestern Kränze der Erinnerung; es rauscht nächtlich in ihren Gipfeln noch das schauerlich süße Lied vergangener Tage. Eine Mauer umgiebt den Garten, nach dem Flusse zu fehlen dieser Mauer einige Steine — sie wichen meinen fecken Fußstößen; ich ebnete mir den Weg an den Fluß, den ich so gerne rauschen hörte, auf dessen Wellen ich in leichten, von der Phantasie gebauten Barken meine Träume aussetzte und sie in die weite Welt ziehen ließ. Auf der andern Seite des Hauses breitet sich eine herrliche Wiese aus, von dem leuchtendsten Grün und mit anmuthigen Pfaden durchschnitten, die in das daranstoßende Gehölz führten. Hier war die Grenze des heitern Gemäldes, das darauf Folgende war düster. Das immer dichter werdende Gehölz verwandelte

sich allmählig in einen dichten undurchdringlichen Forst. Uralte Buchen rauschten hier, und eine grüne Nacht herrschte am hellsten Tage unter den schwarzen Kuppeldächern himmelragender Fichten. Es flangen die mährchenhaften Töne wundersamer Vögel durch die Einsamkeit. Erinnerungen weckend hörte man das leise Gemurmel eines Waldbaches, der über bemooste Steine glitt. Warf man sich ermüdet und träumend an seinem Ufer nieder, so dringt eine elektrische Wärme von der Erde aus in unsern Leib, wir fühlen, daß wir auf einem Lager von Erdharzen liegen, über die eine dünne Moosdecke gebreitet ist, durch welche der alle Sinne kräftigende aromatische Duft dringt. An dieser Stelle, dort wo der Fluß eine kleine Wendung machte, stand ein Altar — er war dem Gotte des einsamen Nachdenkens gewidmet. Spotte nicht, Sohn späterer Zeiten, über dieses Zeichen anbetender Verehrung vor dem Geiste der Natur. Du bedarfst vielleicht

dieses sinnlichen Merkmals nicht; dein kräftigeres Jahrhundert hat in deinen leichterregbaren Busen jenen göttlichen Hauch der Empfindung gesenkt, der überall Anbetung und Betrachtung erweckt, am Fuße des Montblanc, wie vor der flüchtigen Welle eines Waldbächleins. Du schiltst vielleicht Weichlichkeit, was bei uns wahres Gefühl war. Lasse mir meinen Altar, der Waldeinsamkeit geweiht, ich lasse dir deine Erde, deine große schöne Erde, die du zum Altar weihen mögest deinem erhabenen Gotte, der Idee.

Von dem Schatten dieses Waldes darf ich nur mit Ehrfurcht sprechen; die Stunden, daselbst vollbracht, sind eben so viele Gedanken an Gott, sind eben so viele Entschlüsse, edel, wahr und tugendhaft zu sein. Vor dem Genius der Einsamkeit hatte ich kein Geheimniß. Ich hatte auch nur wenige Geheimnisse vor den Menschen, denn die, mit welchen ich hier Umgang pflog, machten mir noch nicht die schwere Kunst zum

Gefetze, mein besseres Selbst vor der Welt zu verbergen, um mit dem schlechtern einen unwürdigen Brunk zu treiben. Diese verhaßte Lehre bringt uns der Verein der menschlichen Gesellschaft bei. Der ehrwürdige Alte, den ich Vater nannte, war der Pfarrer des Dorfes, seine Enkeltochter meine Vertraute, der Sohn eines benachbarten Pfarrers mein Freund. Dieses war die einfache Zusammensetzung unserer ländlichen Colonie.

Kommt hervor, ihr Scenen meines Knabenalters, taucht hervor aus der dunkeln Welle des Zeitstroms, die Erinnerung beschwört euch heraus. Kommt liebliche Bilder voll Unschuld und voll süßer Herzensfrische, kommt, löst noch einmal die schwere Kette der Welterfahrung von diesem Busen, frei athmen laßt mich noch einmal in dem heitern Reich eurer Träume.

Sieh, mein Leser, diese trauliche Gruppe! Es stürmt der nordische Winter und wirft Wol-

fen von Schneegestöber an die Fenster. Im Innern der Familienstube brennt die Lampe, lodert das Feuer im Kamine. Im Halbkreise herum sitzt der Vater Bernhard, ihm zur Seite die kleine Bertrada, blühend wie eine junge Rose des Frühlings. Sie hat ihr Köpfschen an den Polsterstuhl des Alten gelehnt und horcht dem Schlachtenlärm der Iliade, die uns der Vater erzählt. Vor ihrem erstaunten Blicke geht die fabelhafte Eroberung Troja's vor sich. Die Kühnheit der jungen griechischen Helden lockt ihrer Kindeslippe ein Lächeln der Bewunderung ab, während die böshaften Schmähungen, die die Göttersöhne sich einander zuwarfen, ihren Spott und ihren Unwillen rege machen. Aber was gleicht dem Entzücken, mit dem wir beide knabenhafte Jünglinge die Thaten der Heroen anhören. Unsrer Blicke leuchten, unser Busen klopft heftig, ein brennendes Roth fließt die jugendlichen Wangen herab. Ach, wir sind mitten unter den Grie-

chen. Ich, in den Flammen von Troja, jammernd umherstürzend, die Bilder der Götter aus dem Verderben rettend, Dionys mir gegenüber als Hellenen in die Stadt eindringend. Welch ein Tumult, Welch ein Lärm! Nirgend ein Ausweg — endlich entfliehe ich, eine theure Last auf den Schultern; doch nicht wie Aeneas habe ich den Vater gerettet, ein noch geliebteres Leben schwebt auf meiner Schulter; mit Entzücken und Verwunderung halte ich Bertrada in meinem Arm. So muthwillig spielt die Phantasie mit den Schöpfungen des alten Vater Homer. — Oft schloß der Erzähler seinen köstlichen Bilder-
saal erst spät und dann füllten sich unsere Träume noch mit den Gruppen aus der Iliade, gemeinlich jedoch endigte er, wenn er uns episch zu sehr aufgereggt hatte, idyllisch friedlich mit den sanften Schilderungen Theocrit's.

... Aber diese köstlichen Abendstunden erkaufte wir allemal am Morgen durch ein gründliches

Studium der Schriften jener Weisen und Dichter. Hier wurde uns keine Mühe, keine Forschung erlassen. Vater Bernhard war gewohnt, von den jugendlichen Kräften viel zu verlangen. Er selbst hatte seine Jugend in harter Schule verbracht; es war die Zeit der rigoristischen Systeme, die Wissenschaft bestand in ihrer ganzen herben Strenge, und kam keiner der jugendlichen Angewöhnungen liebkosend entgegen. Die edelsten und liebenswürdigsten Wissenschaften, die Theologie und Philosophie seufzten unter dem eisernen Panzer mathematischer Form, und in diesem Zwange ging für das jugendliche Auge jede anmuthige Linie der Bewegung, jeder Athemzug des frischen Lebens verloren. Man sah die starren Gestalten in der Rüstkammer des Rhetors aufgestellt; man bewunderte sie, aber man liebte sie nicht. Erst spät nachher, im Taumel des Lebens, zu den Füßen einer schönen Frau, am Sarge eines Freundes habe ich gelernt, Reli-

gion und Philosophie verstehen. Mit derselben Strenge ward der Born der Poesie gehütet, indem man ganze Gebäude barocker Massen über sie thürmte und den Eingang durch mistische Grotten verbaute. Ich schweige über diese Dinge; genug, daß meine strebende Kraft so viele Hemmungen überwand, daß ich mit Hülfe des lebenswürdigen Greises, der mich leitete, genugsam Schätze erbeutete, die ich als lauterer Gold heimtrug für das spätere Leben.

Wenn der Frühling kam, wenn der junge Wald sich belaubte, dann wurde der Schauplatz unserer Freuden erweitert, dann erhielten Geist und Phantasie einen eigenthümlichen Schwung. Vater Bernhard erzählte weniger, er machte dagegen mit uns lange Spaziergänge durch Feld und Wald. Er zeigte uns den Bauer in seinem Beruf, er erklärte uns den Kreislauf der immer sich gleichbleibenden Thätigkeit, die die Natur dem Menschen auferlegt, damit er nehme,

was sie ihm geben kann. Wir legten bei einer ländlichen Arbeit oft selbst Hand an, und unter den einförmigen Melodien der Gesänge des Volks wurde eine fette Wiese, ein ergiebiges Kornfeld ihrer Reichthümer entlastet, und in unsrer Hand schwirrte die Sense, auf unsern Rücken ward die volle Garbe geladen. Glückliche Bilder der Freiheit! — Wie voll und glühend strömte das Blut durch unsre Adern, mit welchen seligen Zügen sogen unsre Blicke das ferne Thal, die schattige Waldhöhe, den tiefblauen Himmel ein. Auf dem freien Felde, das Haupt auf eine Garbe gebettet, über uns den Abendhimmel, fern die Melodien der Schnitter, so träumten Dionys und ich, Arm in Arm uns hinüber in die göttliche Welt alter Heroen. Uns Glückliche hielt keine Schranke; die Erde war unser, und wir füllten sie mit unsern Thaten, wie der Segen der Sonne das weite Kornfeld mit Aehren.

Ist es möglich, rief ich oft, ist es möglich,

Dionys — daß es einst anders werde? Kann dieses Feuer in unserm Busen ersterben, können jemals die kräftigen und stolzen Vorsätze unsrer Tugend erlahmen?“

„Nie — o nie!“ entgegnete er. „Und wenn ein hartes Geschick uns zu demüthigen dennoch die Absicht hätte, o dann rette uns ein freiwilliger Tod vor der schmachvollen Stunde. Unser Blick schaue nie das Ende unsrer Tugend und unsrer Liebe!“

Er umschloß mich und seine Thränen rannen an meiner Wange.

Diese wenigen stolzen Worte charakterisiren vollkommen den Genossen meiner Jugend. Dionys war, wie schon gesagt, der Sohn eines Pfarrers, der wegen abweichender, in jener strengen orthodoxen Zeit für ketzerisch erklärten Meinungen seines Amtes entsetzt worden war. Dieses Ereigniß hatte unstreitig auf das Gemüth des Sohnes einen tiefen Eindruck gemacht. Dionys

war alt genug, um das Bittere eines Kampfes mit den herrschenden Meinungen einzusehen, und doch noch nicht gereift genug, um die süße Frucht, die auf diesem bitteren Stamme wuchs, das philosophische Rechtsbewußtsein eines Redlichen im Streite mit der Welt, schon zu schmecken. Er erblickte nur das Unrecht, das man seinem Vater anthat, und das dieser geduldig litt, und seine junge, arglose Seele empfand die lebhaftesten Schmerzen. Weich, voll Sehnsucht, zum Glauben geschaffen, hatte zugleich sein Gemüth die empfindsamste Reizbarkeit vor den Eindrücken der Außenwelt. Diese eine große Ungerechtigkeit, deren Zeuge er gewesen, war ihm ein Bürge, daß sich deren im Lebenslauf eines Menschen noch viele finden würden. Der Zweifel trat in seine Seele und vergiftete den Born der Liebe. Ich besaß sein Herz und sein volles Vertrauen, aber über mich hinaus fing schon die Grenze seiner Skepsis an, kaum daß er dem Vater und Ber-

traden einen Platz in meiner Nähe gestattete. Alle unsre Gespräche, sie mochten handeln über welchen Gegenstand sie wollten, schloß er mit jenem wehmüthigen Refrain, den ich oben mitgetheilt habe. Es war rührend, ihn unter den Schmerzen leiden zu sehen, die er sich selbst schuf. Oft wurde ich aus dem Schlafe erweckt und sah ihn Nachts vor meinem Bette stehen, meine vom Nachtlicht schwach beleuchteten Züge forschend betrachten. Wenn ich ihn fragte, ob er etwas von mir begehre, erwiederte er: nichts als dich anschauen. Weiß ich denn, ob ich dieses Antlitz, das mein Glück ausmacht, immer so in Ruhe, Frieden und seliger Unschuld vor mir sehen werde, wie ich es jetzt vor mir erblicke? —

Er war fünfzehn Jahr; die Liebe, die er für mich fühlte, grenzte an Fanatismus. Seine edle und kühne Seele schien nur für mich da zu sein. Sein Eifer in den Wissenschaften und sein glückliches Fassungsvermögen machten, daß er

mich, der ich ein halbes Jahr nur jünger war, schnell überflügelte; allein kaum merkte er, daß dieser Vorrang die Quelle ehrgeizigen Kummers bei mir wurde, als er plötzlich in seinem Eifer erlahmte. Seine Selbstverleugnung ging sogar so weit, daß er sich Vorwürfe von Vater Bernhard zuzog; er litt sie, um durch seine freiwillige Demüthigung mich gehoben zu sehen. Ich war blind und thöricht genug, von Zeit zu Zeit auf seine Kosten zu triumphiren; endlich aber enthüllte sich mir die List, und nie später kann ich mich besinnen, eine so lebhafte und bleibende Beschämung gefühlt zu haben. Ohne Dionys ein Wort von meiner Entdeckung zu sagen, verdoppelte ich jetzt meinen Fleiß, und zwang ihn dadurch, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte, sein verstelltes Spiel aufzugeben.

Diese edle, uneigennützigte Liebe wurde von mir, ich muß es zu meiner Beschämung gestehen, nicht in gleichem Grade erwidert. Dionys hatte

einen furchtbaren Nebenbuhler, es war Bertrada. Sie schien sich in dem Maaße mir zuzuwenden, wie sie sich von ihm abwendete; und in der That, Dionys hatte etwas Verschlossenes, Strengees gegen das Mädchen. Er beobachtete unsere Zusammentünfte, und wenn er sie theilte, so waren sie lange nicht so heiter und vertrauensvoll. Es entging ihm nicht, daß, wenn der Vater Bernhard einen auffallenden oder rührenden Zug uns erzählte, ich immer zuerst in Bertrada's Auge die mitfühlende Theilnahme suchte, ehe ich sie in dem seinigen suchte. Aber nie machte er mir hierüber einen Vorwurf; in seinem schwärmerischen Ansichten schien er die Liebe zu einem Mädchen viel niedrigerer Natur zu achten, als die Anhänglichkeit am Freunde. Die milde Flamme seiner Eifersucht wäre vielleicht erwacht, wenn ich mich einem andern Jünglinge genähert hätte, allein dazu war in der Einsamkeit, in der wir lebten, keine Veranlassung.

Damals gerade begann eine neue Morgenröthe zu tagen. Die Philosophie des Leibniz trat ihren pomphaften Weg durch die Hörsäle Europa's an. Diese Philosophie, so reich an Schönheiten, ausgerüstet mit den eigenthümlichen Reizen der Tugend, den Glanz edler Gesinnung mit dem Ruhme tiefer Forschung paarend, wurde einem Jahrhunderte beigegeben, das undankbar ewig in materialistischer Skepsis gegen sie ankämpfte. Kann es wohl eine schönere Lehre geben, als die, welche lehrt, daß der Mensch mit allen Merkmalen seines unsterblich höhern Berufes ausgerüstet schon in die Welt trete, daß er im Keime schon alle stolzen und erhabenen Ideen seiner Zukunft in sich trage? Welche Lehre kann sich schmeicheln, so kräftig der Tugend in die Hand zu arbeiten? Wir haben unser heimliches Erbtheil in Sicherheit; es kommt nur darauf an, es wie ein köstliches Gewand vor der Befleckung unreiner Hände zu bewahren. Ich habe lange genug ge-

lebt, um noch die entschieden entgegengesetzte Meinung auftreten und sich Bahn brechen zu sehen. Ich sah den Menschen zur seelenlosen Maschine gestempelt, seine Tugenden und seine Verbrechen ein Erzeugniß der Wechselfälledes Geschicks. Wie eine reine Tafel hörte ich seine Seele schildern, auf der die Erfahrung erst die Idee von Gut und Böse, Rechtlichkeit und Falschheit schreibt. Ich bin treu der ersten Lehre geblieben.

Aber durch Welch einen reizenden Mund hörte ich sie zuerst verkündigen! Nie werde ich jene Abende unter der großen breitschattigen Linde vergessen, wo wir drei, Bertrada, Dionys und ich, über die angeborenen Ideen sprachen mit den lallenden Engelzungen kindischer Unerfahrenheit. Der Vater Bernhard hatte uns so viel von der Lehre mitgetheilt, als er glauben konnte, daß wir zu begreifen im Stande waren. Dionys, der am schärfsten faßte, theilte sich am wenigsten

mit. Er saß etwas abgewendet von uns, die Arme auf der Brust gekreuzt und schien in ein tiefes Sinnen verloren. Defters ließ er uns auch allein; dieses war uns am liebsten. Ich hielt alsdann meinen Arm um die schlanke Gestalt Bertrada's geschlungen, und hörte ihren Träumen zu, wie sie die Erde und das Jenseits ausschmückte. Es war die Poesie eines sechzehnjährigen Herzens, zu flüchtig, um in Worte gesetzt und wieder gegeben zu werden.

Ich besinne mich noch eines besondern Vorfalles, der hieher gehört und der als der erste kecke Angriff auf unsern Glauben gelten konnte. Nördlich von der Wiese lag ein See. Er war rings mit Gebüsch umgeben und hatte ein dunkles heimliches Wasser. Wir setzten uns eines Abends in den leichten Nachen, der am Ufer gefettet lag und ruderten in die Stille des Sees. Bertrada und ich sprachen wieder über unsern Gegenstand; Dionys hörte zu, indem er die Ruder empor

hielt, und sich am Fall der Tropfen auf die glatte Wasserfläche belustigte. Plötzlich rief er: Euer System taugt nicht. Wie, wenn ich mich jetzt vor euren Augen in's Wasser stürzte, würde dann die Idee, mich zu tödten und euch zu betrüben auch eine sein, die schon mit mir in die Welt kam?

„Nein,“ entgegnete Bertrada, etwas erschreckt durch die lauten seltsamen Worte. „Das wäre etwas Böses, und böß werden wir nicht geboren.“

„Gut,“ entgegnete Dionys; „aber wo hätte ich denn den Gedanken mich zu ertrinken her?“

Bertrada und ich waren in sichtlicher Verlegenheit über diese Frage. Keiner von uns wußte eine nur irgend passende Antwort darauf. Eine lange Pause verging, während wir beide mit unruhigen Blicken in das dunkle Wasser starrten, als sollten wir aus dessen geheimnißvoller Tiefe eine Vertheidigung hervorziehen. Allein der See

blieb tief und verschlossen, vor uns saß der Bersucher und blickte uns mit seinen dunklen Augen an. „Nun? rief er etwas höhrend, „habt ihr nichts für mich ausgefunden? — Ich soll also mich morden, und die Welt dabei immer die beste sein?“

Noch schwebt mir der eigenthümliche Klang vor, mit dem diese Worte über den stillen See und die nächtlichen Gebüschte dahintönten. Bertrada sank an meine Brust. Plötzlich faßte mich ein Gedanke und ich rief schnell: Du kannst diesen Vorsatz nicht fassen, Dionys, oder du müßtest uns nicht lieben. Die Liebe ist die erste der angeborenen Ideen, sie fehlt in keines Menschen Brust und in der deinigen am wenigsten; folglich kannst du unmöglich einen Gedanken fassen, der uns so gröblich beleidigt.“

„So ist's!“ rief Bertrada mit leuchtenden Blicken. „Welch eine herrliche Lehre! Der Selbstmord kann nie zu den angeborenen Ideen

gehören, denn früher mußte die Idee der Liebe aus einem Menschengenosse weichen, und dieses kann nie geschehen. Es fiel mir nicht ein, über die Wichtigkeit der Lösung der dunkeln Frage nachzudenken, es war genug, daß Bertrada sie ausgesprochen hatte. Es rollte eine Last von meinem Busen, die ganze Natur schien mir wieder entsühnt von einem grausen Vergehen, der See und die Gebüsche verloren den dunkeln unheimlichen Schleier, in den sie noch einen Moment vorher gehüllt waren. Es ist seltsam; viele, viele Jahre später, als ich in einem frohen Abendzirkel in Paris in frivoler Gesellschaft die Verse eines geistreichen Spötters vortragen hörte, traten mir plötzlich der dunkle See, der stille Nachen, jene nächtliche Stunde lebhaft vor meine Seele. So bleibt der Greis dem Kinde verwandt. Es giebt Eindrücke, die wir nie überwinden.

Es erscheint ein geheimnißvoller Fremder auf der Bühne
unsrer ländlichen Einsamkeit.

Bertrada und ich vergaben Dionys seinen Einwurf lange Zeit nicht. Bertrada's Scheu vor ihm wuchs von dieser Stunde, und obgleich sie glaubte, ihn siegreich widerlegt zu haben, hütete sie sich dennoch von jetzt an, in seiner Gegenwart über ihren Lieblingsgegenstand zu sprechen. Wir beide nahmen nun dieses Thema ganz allein in Anspruch. Der See und dessen Umgebung war uns verhaßt, der Platz unter der breitschattigen Linde war noch nicht entweicht, hier überließen wir uns ungestört unserer empfindsamen Stimmung. Die Nacht überraschte uns oft, und wenn ihre zahllosen Sterne über unserm Haupte funkelten, so waren uns diese eben so viel Beweisgründe mehr für die Wahrheit unsrer

schwärmerischen Ideen über die Unsterblichkeit der Liebe und die Ewigkeit der Tugend.

Eines Tages fanden wir die Bank unter unsrer Linde durch ein liebendes Paar besetzt, das sich, verscheucht durch das Gedränge des Erndtefestes unten im Dorfe, auf diese stille Anhöhe geflüchtet hatte. Ich schlug mit Bertrada den Weg zum Walde ein. Bald umfingen uns dessen Schatten und wir erblickten den Altar, von dem ich schon gesprochen habe. Froh, dieses Ziel unsrer Wanderung erreicht zu haben, wollten wir uns eben auf eine der Moosbänke niederlassen, als Bertrada einen Schrei ausstieß und an meinem Arm zurückbebt. Ich erblickte den Grund ihres Schreckens. An dem Fuße des Altars saß ein Mann in Schwarz gekleidet, die Hände im Schooß gefalten und das Haupt auf eine so gewaltsame Weise in den Nacken geworfen, daß es wie gebrochen erschien. Sein bleiches Antlitz, durch die grünen Waldschatten noch grausenvoller

gefärbt, schien mit den geschlossenen Augen das eines Todten. Neben ihm im Grase lag ein kleines Buch mit Goldschnitt und ein Stab mit einem Quersacke. Wir blieben eine Weile vor ihm stehen, ohne daß der Unglückliche ein Zeichen des Lebens von sich gab. Endlich näherte ich mich ihm, faßte eine seiner Hände und drückte sie leise. Sie war kalt und starr. Indem öffnete er langsam die Augen und sein verlassener Blick blieb auf uns gerichtet; die bleichen Lippen regten sich, und er murmelte einige Worte, die wir nicht verstanden, und die uns als die stammelnde Sprache eines Wahnsinnigen einen kalten Schauer über den Körper jagte. Es fehlte wenig, so wären wir beide entflohen, aber er richtete sich auf und winkte uns. Auf unsere Fragen erwiederte er, daß er ein Geistlicher sei, auf der Wanderung begriffen, und hier im Walde aufgehalten durch einen Anfall von Krankheit, der er unterworfen. Er bat uns um Hülfe.

Wir unterstützten ihn, um ihm vom Boden aufzuhelfen. Zitternd steckte er sein Büchelchen zu sich und wollte auch den Quersack über legen, doch er kam in Gefahr wieder nieder zu stürzen. Ich und Bertrada entschlossen uns, ihn in die Pfarrwohnung zu bringen, weil es uns grausam schien, ihn in diesem Zustande im Walde zurückzulassen. Er dankte uns unsre Mühe mit keiner freundlichen Miene; dieselben starren Züge, dasselbe unverständliche Gemurmel während des ganzen Weges.

Als wir ihm alle mögliche Bequemlichkeit verschafft, und ihn zu Bette gebracht hatten, dauerte bis zur Mitte des folgenden Tages der Zustand von Erstarrung; nach und nach verlor er sich, und endlich konnte er sich mittheilen und seine Lage erkennen. Er dankte dem Pfarrer und uns auf das rührendste, indem er zugleich unser Mitleid anflehte, ihn einige Tage in unserm Hause zu lassen, nach Ablauf derer er hoffte, seine Reise

wieder fortsetzen zu können. Sie wurden ihm gewährt; er behielt das Stübchen, in welches wir ihn geführt hatten, und man betrachtete ihn nach Ablauf einer Woche wie einen Hausgenossen. Diese Wohlthat suchte er nach besten Kräften zu vergelten; er war dienstfertig und gefällig, verlor das Düstre, Unheimliche immer mehr aus seinem Wesen, und gesellte sich oft zu uns, um von fremden Ländern und Sitten zu erzählen. Dieses that er auf eine ganz eigenthümliche Weise. Wir merkten bald aus seinen Aeußerungen, daß er katholisch sei, und dann nannte er uns auch seinen Namen: Pater Joachim. Seine Geburtsstadt war Krakau.

Ich muß gestehen, daß ich von diesem Fremdling mich zurückgeschreckt fühlte; so freundlich er sich gegen mich bezeugte, nie faßte ich Vertrauen, nie war ich im Stande, auch nur eine Stunde mit ihm allein zu sein. Eben so fühlte Bertrada. Wir konnten beide die erste gespenstige

sche Erscheinung dieses Mannes nicht vergessen. Dionys dagegen schloß sich ihm eng an, seine Ergebenheit wuchs von Tage zu Tage, und zuletzt waren beide unzertrennlich von einander. Man sah sie einsame Spaziergänge machen und lange lange Unterredungen führen. Ich fand dieses sehr erklärlich; Dionysens feuriger Geist strebte überall nach Erweiterung seiner Kenntnisse; der Fremde hatte für uns alle etwas die Wissbegier Erregendes, wie viel mehr für Dionys. Seine Bewunderung für den Vater ging so weit, daß er uns vorschlug, ihm in unsre mystischen, Gott geweihten Erörterungen mit Zulass zu gestatten. Dawider sträubten wir uns anfangs heftig, konnten es jedoch zuletzt nicht verhindern, daß er eines Abends wie zufällig erschien, und mit Platz nahm unter unserer Linde. Ehe wir uns es versahen, hatte sein mildes Wesen uns die Zunge gelöst, und wir befanden uns in gegenseitigen Mittheilungen. Er widersprach schein-

bar keinem unsrer Glaubenssätze, es that uns wohl, aus dem Munde eines so weit gereiften Mannes Lobsprüche für unser System einzuärndten, und ehe eine Stunde verging, hatte er uns für sich eingenommen. Dionys triumphirte.

Erst als er fort war und ich in der Stille der Nacht seine Rede nochmals überdachte, fiel es mir mit Widerwillen auf, daß er von der Ewigkeit der Höllestrafen gesprochen hatte. Ich theilte meine Bemerkung Bertraden mit und sie erschrock heftig. Wir fanden, daß er, trotz seiner anscheinenden Duldung, uns als Ketzer zur ewigen Höllestrafe verdammt habe, und von neuem ward der lebhafteste Haß gegen ihn in uns rege. Zum ersten Male trat die Glaubensspaltung uns nahe. Ich eilte zu Dionys und warnte ihn vor dem Manne, der eine so gefährliche Gewalt über die Gemüther habe. Er lächelte meiner Besorgnisse. Bald darauf wurde ich zufällig der Zeuge einer Unterredung, die

mich noch mehr beängstigte. Es war meine Gewohnheit, die Dämmerstunde in Dionysens Zimmer zu verbringen. Diesesmal hatte ich meinen gewohnten Platz auf dem Kanapee mit dem Bette vertauscht, weil mir unwohl war. Dionys mit dem Vater traten in's Zimmer. Ich hörte mich beim Namen rufen und gleich darauf Dionys sagen: Er ist nicht hier, wir sind unter uns. Ich wollte aufspringen, allein ich weiß nicht, wie es kam, daß ich, wie von einer Ohnmacht gefesselt, liegen blieb. Jene setzten sich an's Fenster. Der Vater sprach ein kurzes lateinisches Gebet, das Dionys Wort für Wort wiederholte. Endlich nach einer Pause fragte der Erstere: „Nun, mein junger Freund, welchen Entschluß haben Sie gefaßt?“ — „Drängen Sie mich nicht so sehr,“ entgegnete Dionys unwillig. — „Ich muß wohl, denn der Tag meiner Abreise von hier rückt immer mehr heran.“ — „Ich werde untröstlich sein, wenn ich Sie verliere, mein Vater.“

— „Sie werden mich nicht verlieren, wir werden beisammen bleiben, mein Sohn.“ — „Unmöglich, Sie wissen, daß ich mich von ihm nicht trennen werde.“ — „Sie müssen.“ — „Wer kann es mir befehlen?“ — „Der Orden, dem Sie nun bald angehören werden.“ Dionys machte eine unwillige Bewegung, der Vater setzte mit einer sanften Stimme hinzu: „Lieber Sohn, sind denn die Früchte meiner Beredsamkeit und Liebe umsonst verschwendet? Ueberwiegt Menschenliebe Gottesliebe? Soll Ihr Vater umsonst beleidigt worden sein von diesen elenden, grausamen Verfolgern?“ — „Ja — ich werde ihn rächen.“ — „Und ich biete Ihnen die Mittel dazu, allein nicht ohne Lohn.“ — „Was fordern Sie?“ — „Gehorsam.“ — „Ich werde ihn leisten.“ — „Der Vater rückte ihm näher und sagte mit leiser Stimme: In wenigen Tagen kann er hier sein. Ich habe Briefe erhalten. Dionys, wenn Sie im Stande wären, das ehren-

volle Vertrauen, das man Ihnen schenkt, zu mißbrauchen? Wenn Sie mich, wenn Sie jenen Mann in Gefahr brächten? Gott schütze Sie! Sie wären verloren.“ — Beruhigen Sie sich, mein Vater, wenn es weiter nichts ist, als was Sie mir mitgetheilt haben, so soll Ihr Wille geschehen.“ — „Küssen Sie dieses Kreuz, schwören Sie es mir bei diesem heiligen Zeichen.“ — „Nein, mein Vater, noch bin ich nicht der Ihrige. Mein Wort muß Ihnen genügen. So ist es bei uns Sitte.“ — Der Vater seufzte; beide erhoben sich und verließen das Zimmer.

Noch denselben Abend gestand ich Dionys, daß ich jenes Gespräch mit angehört. Er war bestürzt und bat mich, meine Meinung ihm zu sagen. „Sage mir zuerst,“ rief ich dringend und indem ich ihm mit Thränen um den Hals fiel, „in welche Gefahr du dich begiebst? Was hast du mit dem polnischen Jesuiten? In welche Verbindlichkeit bist du eingegangen? Wer ist der

Fremde, der in diesen Tagen hier eintreffen soll?"

„Du fragst zu viel,“ engegete er. Ich kann dir auf alles das nur antworten, daß der Vater einen geringfügigen Freundschaftsdienst von mir fordert, den du und jeder Andere ihm eben so willig leisten würdest, wie ich es thue.“

„Das ist sehr die Frage, Dionys. Wenn diese Forderung die Religion beträfe?“

„Du scherzest, oder du hast ein paar Scherze des Vaters falsch verstanden. Ueberdies, warum nennst du ihn einen polnischen Jesuiten? Was weißt du von ihm?“

„Nichts; allein er kommt mir verdächtig vor. Auf alle Fälle ist er Katholik.“

„Nun, und was weiter? Hegst du auch diesen blutigen Haß gegen die Andersdenkenden in deiner Brust? Hat dich auch der blinde Fanatismus jener wüthenden Orthodoren befallen, die

unter dem Scheine christlicher Gesinnung ihren Nebenmenschen morden und plündern?“

„Dionys!“ rief ich zürnend, „Dionys!“ bedenke, was du sprichst.“

„Ich habe es bedacht. Als mein Vater in's Elend wanderte, und ich an seiner Seite mich anschickte, das Brod vor den Thüren zu betteln, um den Hunger des alten Mannes zu stillen, da dachte ich darüber nach, was christliche Duldung meiner edlen Glaubensgenossen hieße.“

„Dein Vater war schuldig.“

„Ja wohl war er schuldig. Er zeigte, daß Luther ein paar gleichgültige Worte aus dem Urtexte unrichtig übersezt habe.“

Ich brach von diesem Gegenstande ab, denn ich wußte, daß er die Quelle unerschöpflicher Bitterkeit für den Sohn des Verbannten war. Es that mir leid, daß unser Gespräch diese Wendung genommen, ich hatte nicht den Muth es fortzusetzen. Er bat mich zu verschweigen, was ich

gehört hatte, und ich versprach es ihm. Meine Unruhe und meine Qualen wuchsen aber von Tage zu Tage. Ich schlich Dionys nach, wo er ging und stand, immer war ich, ohne daß er es ahndete, in seiner Nähe, um ein Unglück zu verhüten. Es geschah jedoch nichts und vierzehn Tage vergingen in größter Ruhe.

Unterdessen schickte sich der Vater zur Abreise an. Er hatte sich sichtlich bei uns erholt, sah gesund und stark aus. An einem Abende trat er herein, um Abschied zu nehmen. Wir entließen ihn mit gerührtem Herzen, denn wir hatten uns an seine Gegenwart gewöhnt. Ganz in der Frühe wollte er aufbrechen. Die Nacht war stürmisch. Ich bemerkte, daß der Vater und Dionys sich einander Zeichen gaben; dieses war genug, um meine ängstliche Wachsamkeit aufs höchste zu schärfen. Sie verließen beide das Haus und ich folgte ihnen. Die Nacht war so finster, daß ich öfters in Gefahr kam, sie aus meinen Blicken zu

verlieren; dicht mich an ihnen haltend, schlich ich ihnen durch die nächtlichen Gebüſche wie ihr Schatten nach. Es ging an den Fluß. Hier ſah ich zu meinem Erſtaunen mehre Leute verſammelt. Ein Wagen hielt und man war beſchäftigt, die Fähre vom Ufer loß zu machen. Eine Blendlaterne bewegte ſich hin und her, durch ihr Licht wäre ich verrathen worden, wenn ich gewagt hätte, näher zu ſchleichen; daher ſtellte ich mich hinter einen Baumſtamm, und beobachtete, was ſich am Ufer zutrug. Meine Aufmerkſamkeit war auf Dionys gerichtet, allein ich hatte ihn bald in der Gruppe ſchwarzer Geſtalten verloren; das beängſtigte mich entſetzlich, denn ich fürchtete, er würde mir auf ewig entführt werden. Faſt bewußtloß vor Schmerz und Unruhe, drückte ich meine Stirne an den feuchten Baumſtamm und hörte das Krauſchen der Wellen, die Stöße des Sturmwindſ und das Gemurmel der Menſchen am Ufer wie im Traume. Die Laterne kam auf

mich zu, allein ich war unfähig, mich von meinem Plaze zu bewegen. Ich hörte die Stimme des Vaters. Er und noch ein paar andere Männer in Mäntel gehüllt traten in meiner Nähe zusammen, und die Laterne wurde auf die verfallene Gartenmauer gesetzt. Wie erschrock ich, als ich Dionys nun mitten unter diesen Männern sah. Sie standen jetzt drei zusammen, mein Freund, der Vater und ein Dritter, den ich nicht kannte. Er war groß gewachsen, seine Züge, wie sie mir das flackernde Licht zeigte, hatten etwas Feines, Vornehmes. Sein Mantel schlug auf, ich erblickte eine kostbare Kleidung und blitzende Ringe. Nachdem der Vater Dionys ihm vorgestellt hatte, sah ich den Fremden ein Päckchen unterm Mantel hervorholen und es Dionys überreichen. Dieser machte eine stumme Verbeugung, alle drei gingen wieder auseinander, der Fremde, um sich über den Fluß setzen zu lassen, mein Freund, den Weg nach dem Garten

einschlagend. Vorher nahm er noch auf's zärtlichste vom Vater Abschied. Nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde war alles wieder dunkel, der Fluß rauschte, die Lichter brannten jenseits, tiefe Finsterniß lag um mich her verbreitet.

Als ich nach Hause kam, sah ich Dionys wie immer an seinen Büchern sitzen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Ich war so entzückt, ihn wieder zu haben, daß ich ihm um den Hals fiel und ihn ungestüm küßte. Er sah mich befremdet an, fragte jedoch nicht. Wir schieden stillschweigend von einander, um uns zur Ruhe zu legen.

Nie war später über diesen nächtlichen Auftritt unter uns die Rede. Ich forschte ihn nicht aus, und er, der sonst kein Geheimniß vor mir hatte, wich hier dem geringsten Geständnisse vorsichtig aus dem Wege. Bald darauf sollte auch mein eigenes Schicksal meine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen.

Ankunft in meinem väterlichen Schlosse. — Der Orden vom Senfkorn.

Am Morgen eines Herbsttages traf ich im Zimmer des Vater Bernhard einen Mann, der mir wegen seiner reichen Kleidung und seines vornehmen Aeußern imponirte. Er beugte sich tief vor mir, und hier erfuhr ich zum ersten Male jene beschämenden Zeichen fast knechtischer Ehrfurcht, die ein Mensch dem andern erzeigt, wenn das Schicksal ihn nicht mit Verdiensten, sondern mit einem erbärmlichen Titel, mit einem Vorurtheil mehr beschenkt hat. Wie bemitleide ich mein Jahrhundert um diesen Gottesdienst vor einem goldenen Kalbe. Ich erröthete vor dieser Verbeugung, denn sie war die erste Gaukelposse, die in ein Leben voll Natur und Wahrheit hin-

einspielte, der erste gebeugte Rücken, der sich nicht vor Gott, sondern vor einem schwachen Menschen beugte. Der ehrliche Pfarrer vermehrte noch meine Befangenheit, er näherte sich mir, und indem er mir jenen Mann vorstellte, nannte er mich zum ersten Male bei meinem vollen Namen: Graf Florus von Saint-Sylvan, sehen Sie hier den Hofmeister, den Herrn Magister Braun, der von dem Grafen, Ihrem erlauchtem Vater, abgesendet worden ist, um Sie auf Ihr väterliches Schloß zu führen. Fügen Sie sich dem Befehle des Grafen.

Diese Rede wirkte wie ein Donnerschlag, sie betäubte mich. Mein erster Gedanke war an Bertrada, dann an Dionys. „Mich von Ihnen trennen, mein Vater!“ rief ich und stürzte an den Hals des Alten. „Unmöglich!“ — „Es muß sein,“ entgegnete er fest. „Die Jahre unseres Zusammenseins sind vorüber! Gott ruft Sie in einen höhern Lebenskreis. Folgen Sie, wo

Ihr Stand und die Verdienste Ihrer erlauchten Ahnen Sie hinrufen. Mich werden Sie, so der Himmel will, noch öfters wiedersehen.“

Die Veränderung meiner Lage war mir nicht überraschend. Ich wußte schon lange vorher, daß man mich bald aus dieser ländlichen Einsamkeit ziehen würde. Die ehrgeizigen Pläne waren mir nicht unbekannt, aber als nun geschah, was geschehen mußte, fühlte ich das ganze niederschmetternde Gewicht der Trennungsstunde. Der Magister Braun ließ mir Zeit, mich zu fassen. Er entfernte sich, und ich sah ihn in den zwei Tagen, die es mir noch vergönnt war, auf der Pfarre zu bleiben, nur auf kurze Augenblicke.

Ich übergehe die Scenen des Abschieds, da ich später noch einmal in dieses Paradies meiner Jugend zurückkehrte, und führe dich, mein Leser, jetzt rasch in das alterthümliche Schloß eines Feudalherrn der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Noch steht lebhaft vor mir der dunkle kolossale Bau mit seinen Thürmen, doppelten Mauern und tiefen Gräben, eine wahre Zwingveste; nördlich von der Saale umrauscht, im Westen und Süden von einem dichten Föhrenwalde eingeschlossen. Von der Warte des Thurmes erblickte man die Thürme von Naumburg und die Zinnen des alten Klosters Pforta. Die Gegend umher war einsam und öde, völlig im Charakter des alten Erzstiftes, das sich mit dem glücklichen sonnenglänzenden Meissen nicht messen darf. Dafür war aber auch hier das Vaterland der Sage. Nie bezog der einsame Handelsmann die unwegsamten Höhen des Thüringerwaldes, ohne an die gespenstische Versammlung zu denken, die jährlich in der Mainacht auf der Spitze des Brockens gefeiert wird, und nie sang der arme Fischerknabe sein Abendlied an den Fluthen der Saale, ohne von jenen reizenden Wesen zu träumen, die, Bewohnerinnen kristallener Schlösser, nächst-

lich emporsteigen, um durch Gesang und verführerischen Liebreiz die Kinder der Sterblichkeit zu verlocken.

Mein Vater war stolz darauf, unter der Regierung dreier Churfürsten von Sachsen ruhmvolle Thaten vollbracht zu haben; er wußte sich sogar auf Johann Georg II. zu besinnen. Unter dessen Sohne und Enkel war seine Jugend und sein Mannesalter hingeschwunden, Friedrich August entließ mit den ehrenvollsten Zeichen der Gunst nach wiederholt erbetenem Abschiede den alternden Helden in die Abgeschiedenheit seiner väterlichen ererbten Schlösser. Unsere Familie hatte früher das Vorrecht, Reichsunmittelbar zu sein, allein mein Großvater büßte diese Souveränität in einem Kampfe mit dem damaligen Reichsoberhaupte ein. Von der Zeit an schloß sich unser Stamm eng an das Churhaus Sachsen an, wurde lutherisch und tauschte den Freiherrntitel gegen den eines Grafen aus. Die Sage

erzählt, daß der Begründer unsers Hauses ein Beherrscher jener unermesslichen Waldstrecken gewesen sei, die zwischen der Elbe und der Donau sich ausdehnten, und von denen jetzt der Harz und der Thüringer-Wald nur schwache Reminiscenzen sind. Deshalb der Name Sylvan. Deshalb noch im Wappen ein Waldgott mit abenteuerlichem Schmuck. Ich begrüßte diese Zeichen über dem Thore unsers Schlosses mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Rührung.

Mein Vater liebte nicht die Sentimentalität, selbst die so natürliche und erlaubte nicht, die die Bande des Blutes bezeichnet. Er empfing mich, wie er einen Vasallen zu empfangen pflegte. Man hatte mir zuvor genau die Anzahl der Verbeugungen eingeschärft, die ich machen mußte, wenn ich auf Befehl mich seinem Sitze näherte. Er blickte mich lange schweigend an, dann sagte er: „Kommst du nun, dein Erbe zu empfangen?“ Ich antwortete: „Ja.“ — „Welches

ist das Erbe eines Grafen von Saint-Sylvan?“
— Ich: „Die Ehre und der Ruhm.“ — Er: „Du sollst sie aus meinen Händen empfangen.“ — Ich mußte niederknien und er berührte meine Schulter mit seinem Degen. Zugleich schenkte er mir diese Waffe und ermahnte mich in kurzen Worten, eingedenk zu sein des Namens und der Thaten meiner Ahnen. Ich leistete ihm dann noch eine Art von Schwur und er entließ mich.

Ich zitterte, als diese Scene zu Ende war; so wenig war ich in meiner ländlichen Einsamkeit solcher Eindrücke gewohnt. Der lange silbergraue Bart meines Vaters erregte in mir Schrecken und Ehrfurcht. Seine Kleidung, seine Worte, das Unbewegliche seiner Stellung, alles schien mir nicht dieser Welt anzugehören. Ich fand es unerklärbar, wie die Natur mich zum Sohne dieses Mannes hatte machen können; es war wenig Verwandtschaft zwischen uns. Der milde, freundliche Greis, den ich verlassen, zu ihm paßte der

Vatername, zu ihm die Neigung meines Herzens. Ich war ein Knabe, eben zum Jüngling gereift, und er war ein Greis. Die zwischen dieser gewaltigen Kluft liegende Geschichte war mir unbekannt. Ich hatte meine Mutter nie gesehen, sie war bei meiner Geburt gestorben, mein Vater hatte sich als ein fast Sechzigjähriger mit ihr vermählt. Wen kann es also wundern, daß ich ihm, eben so wie er mir, fremd erschien? Eine ganze Generation schien zwischen uns übersprungen — wo sollten unsre Erinnerungen anknüpfen? Er — die Tradition, — ich — ein Traum der Zukunft. Dieses Mißverhältniß durchschauend und frühe den traurigen Folgen desselben ausbeugend, hatte er sich entschlossen, meiner weichen Jugend die Erinnerungen seiner eisernen Zeit ferne zu halten, indem er mich auf's Land schickte und von einem Geistlichen, den er kannte und achtete, erziehen ließ. Ich danke ihm diese zarte Rücksicht, sie ist sehr weit entfernt von dem

gewöhnlichen Egoismus der Eltern, die immerdar trachten, aus ihren Söhnen ganz genau dasselbe zu formen, was sie selbst waren. Mein Vater duldete es, daß ich fromm, religiös und einfach erzogen wurde, da er selbst einst frivol, barbarisch und luxuriös aufwuchs. Das achtzehnte Jahrhundert, — hatte er einst unserm Burggeistlichen geäußert, — flößt mir durch sein ernstes Auftreten eine Art Respekt ein, es scheint weise und mäßig sein zu wollen; das siebzehnte war frech, roh und ungestüm. Was haben wir, die wir es zu Grabe trugen, für unsre Wunden um dasselbe zum Lohne erhalten? Den Spott der Fürsten und den Mißmuth des Volkes. Niemanden haben wir es recht gemacht. Ein schwacher Kaiser und ein noch schwächerer Papst zerrissen um die Wette die Einheit der Meinungen und der Länder. Ich kenne nichts Schlimmeres, als für einen tüchtigen Mann eine elende Zeit.

In dem Groll über diese Ueberzeugung wur=

zette ein Theil des ewigen Mißmuths meines Vaters. Er glaubte, nicht genug gethan zu haben, und er war gleichsam neidisch auf meine Zeit. Dunkel schwebten ihm die philosophischen Gestirne vor, die ihren Aufgang feierten und mit deren leuchtendem Diadem sich später das achtzehnte Jahrhundert schmückte. Er konnte an ihrem Glanze sich nicht mehr erfreuen. Die Hallen seines Schlosses, die Wappenschilder seiner Waffengefährten, die Trauerflöre über geliebte Erinnerungsmale füllten seine Seele mit ewig wiederkehrender, düsterer Melancholie, und zeigten seiner unruhigen, strebenden Kraft die engen Grenzen, die ihr gesetzt waren. Zum letzten Male wollte er sich als ein Mitspieler auf der Bühne seiner Zeit zeigen, er wollte in eigener Person mich an den Hof Friedrich August's bringen und mich der Gnade dieses Fürsten empfehlen. Von diesem letzten pomphaften Auftreten versprach sein Stolz sich eine große Wirkung. Obgleich es noch auf

ein Jahr hinaus verschoben war, so traf er doch schon heimlich jetzt Anstalten zu dieser Reise und die zahlreiche Dienerschaft war immerdar und geheimnißvoll beschäftigt.

Mein Vater hatte eine Schwester, die zwar jünger wie er, dennoch eine hochbetagte Matrone war. Diese meine Tante verfügte sich mit besonderer Förmlichkeit auf unser Schloß, als sie meine Ankunft daselbst erfahren hatte. Sie kam in einer vergoldeten Karosse in so kleinen Tagesreisen angefahren, daß sie zu einer Wegstrecke, die ich reitend in einem Tage zurücklegte, eine Woche brauchte. Ihre Läufer, deren zwei ihrem Wagen voran eilten, liefen sich wahrlich nicht außer Athem. Wie sie mich begrüßte, mußte ich über die Form und Größe ihres Kopfsputzes erschrecken; er sah vollkommen einer Bestung im Kleinen ähnlich, mit Mauern und Schießscharten von gesteißten Blonden. Ihre Kleidung war genau nach dem Muster, wie sie bei der Vermäh-

lung Ludwig XIV. von den Palastdamen der Königin getragen wurde. Dieser Aufwand der Toilette hatte seinen besondern Grund; ich erfuhr, daß ich die Veranlassung desselben sei. Meine edle Tante war unverheirathet und äußerst fromm. Sie hatte mit mehrern andern Damen ihres Standes und ihrer Gesinnung einen Orden gestiftet, zu dem sie sich (die Autorisation von drei Königinnen zu verschaffen gewußt hatte, und den sie den Orden vom Senfkorn nannte. Ein sehr misterioser Name, wer seine Bedeutung nicht kennt. Er war ursprünglich gegen jede weltliche Zerstreuung gerichtet, erhielt aber eine besondere Celebrität, weil die frommen Damen anfangen, damit junge Leute beiderlei Geschlechts zu belehren, und ihnen zur Pflicht machten, zwei geselliche Ausschweifungen ganz besonders zu meiden: den Tanz und das Spiel. Wer im Orden vom Senfkorn aufgenommen war, durfte bei strengster Abndung sich nie in einem Tanzsaale oder an

einem Spieltische erblicken lassen. Unerbittlich waren die strengen Urtheilspreeherinnen, der Verdammte blieb ohne Gnade verdammt. Ueberall durch alle Länder vertheilt, gab es Aufpasserinnen, ihren scharfen Blicken und denen ihrer Spione entging nichts. Der Lohn waren Medaillen, Ordensbänder, nachdrückliche Empfehlungen bei den Höfen, einflußreiche Verbindungen, Pfründen und reiche Geschenke. So mancher Unbemittelte hatte auf diese Weise sein Glück, mancher schlaue Heuchler eine glänzende Laufbahn gemacht. —

Es war nicht zu leugnen, daß dieser Orden sein Gutes hatte. Das hohe Spiel, wie es in der Zeit meiner Jugend an allen Höfen und größeren Gesellschaften Sitte war, hatte Manchen ruiniert; der Tanz, nicht in demselben Grade Schaden bringend, wurde als unsittlich betrachtet, und meine Tante war sehr ernstlich der Meinung, daß er eine Erfindung des Teufels

sei; beide Vergnügen konnten wenigstens leicht bei jugendlichen, feurigen Gemüthern zu leidenschaftlichem Uebermaaß führen. Die edle Dame setzte mir dieses auseinander, ehe sie zu der wirklichen Aufnahme in den Orden schritt. Diese war prächtig und ceremoniös. Unsere ganze Dienerschaft versammelte sich, der Geistliche mußte eine Rede halten, meine Tante weinte und wir übrigen sangen. Nach Ende eines langen Psalms kniete ich nieder und sie hing mir an einem unscheinbaren schwarzen Bändchen eine kleine goldene, herzförmige Kapsel um, auf der die Worte aus den Sprüchen Salomonis eingegraben waren: „Die Albernern erben Narrheit: aber es ist der Wichtigen Krone, vorsichtig handeln.“ Nach diesem feierlichen Aktus reiste sie wieder ab, und bald darauf starb sie.

Mein Aufenthalt auf dem Schloß meiner Väter sollte besonders dazu dienen, meine Zeit ritterlichen Übungen zu widmen. Obgleich mein

Vater das Jahrhundert, in dem ich zu leben bestimmt war, für kein kriegerisches erklärte, so fand er doch für nöthig, daß ich die Waffe im Zweikampf führen lerne und auf dem Pferde eine gute Figur mache. Meine Stunden waren daher während dieses Jahres zwischen den Meistern dieser beiden edlen Künste getheilt; nur wenig Zeit blieb mir übrig, die lieb gewordenen Bücher zur Hand zu nehmen. Auch den Tanz und das Spiel lernte ich, beide, um sie zu kennen, nicht um sie auszuüben.

Meine Besuche im Pfarrhause werden immer seltener. —

Ich rüste mich zu meinem Eintritte in die große Welt.

Ich setzte meine Gespräche mit Bertada über die Unsterblichkeit und die angeborenen Ideen brieflich fort. Der Herbst und der schnell darauf folgende Winter machten meinen häufigen Excursionen ins Pfarrhaus ein Ende. Ich konnte nicht so oft herüber kommen, um meine Briefe zu erklären und mich in der zärtlichen Schwärmerei zu üben. Der zarte und glühende Styl philosophischer Erörterungen litt unfehlbar unter dem mißlichen Umstande, daß wir uns nicht persönlich nahe waren und uns nicht einander in die lieblichen Augen sehen konnten, während wir von der Unsterblichkeit der Seelen sprachen. Bertada's Briefe wurden dunkel, die meinigen kurz.

Wir verstanden uns immer weniger, je öfter wir einander versicherten, daß wir uns vollkommen verständen.

Eines Tages hatte ich mich ziemlich spät auf den Weg gemacht; es wurde Abend, ehe ich das Dorf erreichte, und ein dichtes Schneegestöber, das erste im nahenden Winter, machte das Vordringen beschwerlich. Ich ritt den mir bekannten Pfad am Flusse hin und überließ mich den wehmüthigen Erinnerungen, die dieser Boden bei mir hervorrief. Der Mond ging auf und warf durch die Nebel und treibenden Schneeflocken ein bleiches Licht, das eben nur hinreichte, die nächsten Gegenstände erkennen zu lassen. Der Fluß rauschte, die dürren Zweige der Weiden am Ufer schlugen an einander. Vom Pferde gestiegen und tief in meinen Mantel gehüllt, nahte ich mich der Pforte in der Mauer. Sie stand offen, ich erblickte im Zwielficht zwei dunkle Gestalten, die sich bei meiner Annäherung trennten, und von denen die eine auf

dem Wege verschwand, den ich gekommen war, die andere sich durch den Garten entfernte. Ich glaubte, Bertrada erkannt zu haben, und jener Wegeilende schien mir Dionys zu sein. Ein seltsames, heftiges Gefühl — ich will es Eifersucht und Schreck zusammen nennen — bemächtigte sich meiner und übermannte mich dergestalt, daß ich umkehrte, mein Pferd wieder bestieg und heimritt, ohne weder den Vater noch die Tochter gesehen und begrüßt zu haben. In einiger Entfernung war ein zweites Dorf gelegen, allein die Nacht war jetzt so finster, das Wetter so arg, daß es lange dauerte, ehe ich die spärlichen Lichter durch die Fenster schimmern sah. Der Kampf meiner Gefühle stieg bis zu einer unerträglichen Höhe. Mein Pferd einem Diener übergebend, mischte ich mich in der Gaststube der Dorfschenke unter die Menge Bauern und ärmlicher Reisenden, die gerade heute, als einem Sonntage, hier an Tischen versammelt waren. Ihre Reden beschäf-

rigten mich wenig, mein Auge glitt theilnahmlos an den Gesichtern hin, und meine Aufmerksamkeit erwachte erst, als ich einer Gestalt in einem düstern Winkel ansichtig ward, die mir bekannt vorkam. Je länger ich sie betrachtete, desto gewisser wurde ich meiner Sache: es war der Vater Joachim, den ich hier in veränderter Kleidung vor mir sah. Er trug den Rock eines böhmischen Krämers, wie man sie in der Gegend um Raumburg öfters zu Gesichte bekommt; sein Gepäck lag neben ihm, und er las, während die übrigen Gäste sprachen, in einem Buche. Diese Entdeckung beschäftigte mich noch, als ich dicht neben mir am Fenster pochen hörte. Ich öffnete es und sah, wie eine schwarze Gestalt forthuschte, und in demselben Augenblicke verließ der Vater die Stube. So flüchtig der Anblick gewesen war, so glaubte ich doch auch hier wieder Dionys zu erkennen. Ich kam erst nach Mitternacht zu Hause. Dieser nächtliche Ritt hatte mein Ge-

müth so angegriffen, daß ich einen Fieberanfall bekam und längere Zeit das Zimmer nicht verlassen durfte. Ich hielt Bertrada für untreu und Dionys in gefährliche Verbindungen unrettbar hineingezogen. Für Beide litt und ängstigte sich meine Seele.

Die Besorgnisse für den Lektorn bestärkten sich, als seine plötzliche Entfernung aus Schulpforta, wo er seit unserer Trennung sich hinbegeben hatte, bekannt wurde. In jene Periode fielen die unruhigen Auftritte in Thorn, der Kampf der katholischen und evangelischen Geistlichen und die öffentlichen Beschimpfungen der Jesuiten. Ueberall hin verbreiteten sich die Gerüchte über Aufstände und heimliche Verfolgungen. Die Land- und Stadtbehörden erhielten geschärfte Befehle, nach Personen von bedeutendem Range zu spähen, ihre Papiere zu besichtigen, von ihren Verhältnissen Erkundigungen einzuziehen und einer besonders dazu festgesetzten geistlich-weltlichen

Commission Rapporte abzustatten. Ein ehrenvoller Beweis von dem Ansehen, in dem unsre Familie und besonders mein Vater stand, war, daß jene Beamten die Grenzen unseres Schlosses nicht betreten durften. Mein Vater erkannte diese Auszeichnung und wachte daher mit doppelter Strenge über seine Untergebenen, daß nichts geschah, was ihn hätte compromittiren können. Ein besonderes Mißgeschick wollte, daß ich ihm die erste kränkende Veranlassung dieser Art geben sollte.

Kurze Zeit nachdem die Flucht Dionysens aus Schulpforta ruchbar geworden, sah ich ihn auf einem meiner einsamen Ritte plötzlich aus einem Gehölze auf mich zuspringen. Er hatte dort auf mich gewartet. Jeder andere Weg, mich zu sehen, war ihm versperrt. Unser Wiedersehen war schmerzlich, aber nichts desto weniger nach alter Weise zärtlich. Mein Herz grollte ihm nicht; in dem Augenblick, wie ich die

geliebten Züge sah, durch hastige Flucht und durch Kummer entstellt, fühlte ich nur die mächtigen Bande, die mich an ihn fesselten. Ich sprang vom Pferde, und wir setzten uns am Wege auf eine moosige Erhöhung des Grabens. Er sah mich eine lange Zeit mit einem wehmüthigen Lächeln an und sagte dann halb vor sich hin: „Wie das Schicksal uns schon grell zu scheiden beginnt! Dich hat es als Ritter gekleidet, mich als Bettler; an Dein Kleid setzte es goldene Borten, in das Meinige riß es Löcher! So frühe, so frühe fängt dieses ärmliche Possenspiel an.“

„Dionys!“ rief ich und warf mich an seinen Hals, „Du kränkst mich bitter. Was geht Dich mein Kleid an? hast Du es doch einzig mit meinem Herzen zu thun.“

„Recht, — mit Deinem Herzen. Die Zeit drängt. Ich habe drei Tage und Nächte an diesem öden Wege gelauert, gleich einem Jäger auf dem Anstand, um ein so edles Wild, als das

Herz eines wahren Freundes, zu erhaschen. Nimm diese unglückseligen Papiere. Sie sind der Grund, warum ich den Vater, Bertrada, Dich — meine Pflicht — verlassen habe. Der Himmel ist mein Zeuge, ich kann sie nicht länger sicher bei mir behalten und lege sie in Deine Hände, weil Du und ich eine Person sind. Wie ich auf meinen Gott vertraue, so auf Dich. Mit unverletztem Siegel empfangen sie wieder aus Deinen Händen, und wenn ich erst nach Jahren wiederkomme.

Ich nahm die Briefftasche und steckte sie mechanisch zu mir. „Du willst fort?“ rief ich und meine Stimme zitterte.

„Das ist nicht meine Absicht,“ entgegnete er; „im Gegentheil, da ich meinen Schatz jetzt in Sicherheit weiß, stelle ich mich dem Rektor freiwillig, damit jeder Verdacht von mir falle.“

„Welch ein Verdacht, Dionys? Ach! ich finde, daß Du nicht mehr so aufrichtig gegen mich bist.“

Er sah mich finster an. „Ein harter Vorwurf!“ sagte er nach einer Pause. „Ich denke, Du traust mir nichts Böses zu.“ —

„Was ist gut? was böß? Wir kennen nur die einfachen Unterscheidungen, die man uns als Leiter unsrer Jugend gegeben hat. Ich fürchte, sie passen für das große und verworrene Spiel des Lebens nicht.“

„Wir werden jetzt beide in diesem Spiele unsre Rollen übernehmen müssen.“

„Wie graut mir davor! Dionys.“

„Mir nicht. Nur wenn man die Menschen liebt, kann einem vor dem Spiele der Welt grauen. Mir haben sie hart gebettet, so sollen sie auch an mir einen harten Burschen finden.“

„Nein, nein!“ rief ich ängstlich — „Du sollst lieben, sollst vertrauen.“

„Ich liebe nur einen Menschen, der bist Du; ich vertraue nur einem, der bist Du. Sieh da die Kofarde von Deinem Hute droht sich abzu-

lösen. Schenke sie mir zum Andenken an diese Stunde, wo wir einander Großes gelobt haben.“

„Nimm sie,“ rief ich. „Du bist ein sonderbarer Mensch.“

Wir hörten jetzt Pferdegetrappel, ein Troß Reiter kam die Straße herab. Dionys blickte sich scheu um. „Ich muß fort,“ rief er. „Halte mich nicht länger; es könnte Dein und mein Unglück sein. Gedenke Deines Wortes! Bald sehen wir uns wieder.“ Er wollte enteilen, da fesselte ein lautes: Halt! seine Schritte. In jenen unruhigen Zeiten pflegte einem solchen Zuruf, wenn er nicht beachtet wurde, unmittelbar ein Büchschenschuß zu folgen. Wir stellten uns also dem Verhör der Reiter, die sich als Söldner des Rektors von Schulpsforta auswiesen. Sie waren bewaffnet und offenbar auf der Spürjagd. Der Anführer erkannte Dionys und nahm ihn augenblicklich in Haft, ein Gleiches sollte mir geschehen, allein bei Nennung meines Namens

ließ man mich auf mein Ehrenwort, mich dem Rektor zu stellen, frei in einiger Entfernung dem Zuge folgen.

Die Knechte schienen froh zu sein, in dieser einsamen Gegend unverhofft eine gute Beute gemacht zu haben, sie beeilten sich, und noch vor Abend langten wir vor den düstern Mauern des alten Klostergebäudes an. Ich fühlte durchaus keine Furcht, eher beleidigten Stolz, daß man mich zum ersten Male in meinem Leben zu etwas hatte zwingen wollen. Dionys sah fest und ruhig aus. Wir wechselten nur flüchtige Worte mit einander, aber wir befestigten unser Vertrauen auf einander mehr als durch die längsten Reden.

Die aller strengste Disciplin herrschte in dieser klösterlichen Landeschule. Man sah sie als die Pflanzstätte des reinen evangelischen Lutherthums an; die Söhne der edelsten Familien empfangen hier jene ehrwürdigen Lehren, die auf blutigen Schlachtfeldern die sächsischen Fürsten mit ihrem

Leben besiegelt hatten. Diese hohen Säle, diese dunkeln Hallen, diese Kreuzgänge, in denen ein ewiges Dämmerlicht und ein misterioses Schweigen herrschte, tönten nicht mehr von der Sandale des Mönchs wieder, der langsamen Ganges, die Litanei vor sich hermurmelnd, dahin wandelte; es waren die kräftigen Streiter, die wilden Söhne der Augsburgerischen Confession, die unermüdlichen theologischen Klopffechter des siebzehnten Jahrhunderts, die hier ihre streitsüchtigen Katheder aufgeschlagen hatten, und ihre lärmenden Dogmen predigten. Nichts war in diesen Räumen verhafter, als der Geruch des Papstthums. Von hier ging die zelotische Lehre eines Franke aus, die auf den Hof und den Charakter des Königs Friedrich von Preußen einen so düstern Schatten warf, eine Lehre, die allen Reiz vom Leben streifte, und eine altergraue, widerwärtige Tugend predigte. Ich sehe noch jene jugendlichen, bleichen Gestalten vor mir, voll Feuer in den dun-

feln, tiefliegenden Augen, voll eigensinniger, protestantischer Beredsamkeit auf den schweigenden Lippen, wie sie uns, eingehüllt in ihren schwarzen Talaren, umstanden. Hier und da blühte ein bleiches Roth auf den Wangen, es zuckte hier und da eine Lippe — das süße Lied und Leid der Jugend glänzte versthohlen in einem Augenpaar — aber dann tönte das Commandowort des Decurio, und alle standen sie soldatisch geordnet, und alle schlugen sie die Augen zu Boden, und alle brachen sie zugleich in einen lateinischen Hymnus aus, der Gott loben sollte, ihn aber eigentlich höhnte, denn das wohlgefälligste Loblied auf der Lippe der Jugend ist Frohsinn.

Der Rektor ließ uns einzeln vor sich kommen. Er stellte mit mir ein kurzes Verhör an, das von beiden Seiten mit Artigkeitsbezeigungen endigte. Ich wurde entlassen und konnte ungehindert nach Hause reiten.

Ich hoffte, diesen Vorfall meinem Vater

geheim zu halten, allein er war ihm schon verrathen worden, bevor ich auf dem Schlosse anlangte. Sein Schreck und sein Zorn hierüber kannten keine Grenzen. Man hatte ihm gesagt, daß ich mit Zwang von den Knechten des Rectors fortgeführt worden sei, und diese empörende Handlung schien ihm doppelt strafwürdig, da er ein Patron der Schule, und der Rector in ihm einen Vorgesetzten anerkennen mußte. Er ließ mich sogleich zu sich kommen, und mäßigte seinen Zorn in so weit, daß er mich ruhig einen Bericht von dem ganzen Vorgange abstaten ließ. Meine Worte enthielten manches, was ihn besänftigte, allein nun verlangte er zu wissen, ob ich in irgend eine Verbindng getreten, ob ich Mitwiffer eines Geheimnisses sei. — Was sollte ich antworten? Meine Lage war im höchsten Grade peinlich. Sollte ich den Freund verrathen? sollte ich den Vater täuschen? — Beides war mir unmöglich. Sein dunkles, durchdringendes Auge ruhte auf

mir. Ich hat mir Bedenkzeit aus, um, wie ich vorgab, mich zu prüfen, ob ich irgendwo und irgendwie Dinge gesprochen und begangen hätte, die im Stande waren, den Verdacht rege zu machen. Mein Vater entließ mich; aber sein Blick verrieth Mißtrauen. Er griff, um schnell und sicher Gewißheit zu haben, zu einem Mittel, das ich nicht billigen kann. Er ließ heimlich mein Zimmer durchsuchen, und jenes Briespäckchen, das ich wohl aufbewahrt hatte, wurde gefunden. Jetzt war meine List vergeblich. Ich hatte mit meinem Vorgeben Zeit zu gewinnen gesucht, um das Unvertraute in Dionysens Hände schleunigst wieder zurück zu liefern; jetzt, da das Unglück geschehen war, konnte ich nicht anders, als durch ein freimüthiges Bekenntniß einen Theil meiner Schuld mildern. Ich flehte meinen Vater an, den unglücklichen Fund ohne Nennung irgend eines Namens an die Behörde auszuliefern, er erwiederte mir strenge, daß er selbst wisse, was

er sich und dem unantastbaren Rufe seiner Familie schuldig sei. Ich war in Verzweiflung. Da mich mein Vater von diesem Moment an auf unbestimmte Frist in gefänglicher Haft hielt, konnte ich nichts thun, als in der Eile durch einen treuen Boten Dionys von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Er hat diesen Brief nie erhalten.

Drei bange Wochen vergingen, ohne daß ich von seinem Schicksale das Mindeste erfuhr. Eben so blieb mir unbekannt, was mein Vater mit den Papieren begonnen hatte, die er mir räuberisch entzogen. Ich vernahm nur, daß die Nachforschungen in der Umgegend fortgesetzt wurden und hier und da bedrohliche Resultate geliefert hatten. Mein Fechtmeister, ein gutmüthiger, ehrlicher Mensch, dabei mir sehr ergeben, legte sich auf Kundschaft und brachte mir die Nachricht, man habe einen herumstreichenden Jesuiten, der sich bald für einen Hausirer, bald für einen Quacksalber und bald für noch etwas Anderes ausge-

geben habe, eingezogen, und als ein räthselhaftes und gefährliches Subject nach Dresden gesendet. Ich konnte nicht zweifeln, daß dieses der Vater Joachim sei, und bei dieser Ueberzeugung wurde mir doppelt bange für Dionys. Meine Ruhe war dahin. Sinnbilder verfolgten mich überall, wo ich ging und stand. Ich hatte mich nicht mit ihm verständigt; er konnte mich verabscheuen, mich für einen elenden Verräther halten. Er, der von aller Welt sich verlassen wähnte, konnte glauben, daß auch ich ihn verlassen habe, und bei einem so düstern Charakter, wie Dionys, wohin konnte diese schreckbare Vorstellung führen? Alle zärtlichen Betheurungen, die Schwüre unsrer ewigen, unwandelbaren Freundschaft kamen mir lebhaft in den Sinn, und meine Qual erreichte den höchsten Gipfel. Ich mußte ihn sehen, ihn sprechen, an seinem Busen weinen, es koste, was es wolle. Demnach sann ich auf ein Mittel, mich aus meiner Gefangenschaft auf einige Stun-

den fortzuschleichen. Das Wagestück war wahrlich nicht gering; der schon einmal so heftig gereizte Zorn meines Vaters mußte, wenn ihm nochmals Nahrung gegeben wurde, zu einer furchtbaren Stärke anwachsen; aber ich bedachte dieses nicht. Unter der Verkleidung Monsieur Dupré's, meines Fechtmeisters, mit dem ich von gleicher Größe war, schlich ich mich Nachts aus dem Schlosse und bestieg mein Pferd, das ein Bauerbursche außerhalb der Ringmauer bereit hielt. Ich habe diesen treuen Knaben später zu meinem Diener angenommen. Er ist es, der mich auf manchem gefährlichen Gange begleitete, und dessen Treue und Verschwiegenheit ich bei dieser fecken Unternehmung prüfte. Den Dienern meines Vaters, so ergeben sie sich auch mir zeigten, traute ich nicht. Meinem wiederholten Befehle Folge leistend, saß der Knabe hinter mir auf und wir zogen ins Weite. Die Nacht war stürmisch. Wir jagten, als wir den letzten Wach-

posten hinter uns hatten, in gestrecktem Galopp dahin; endlich sahen wir in der Finsterniß die Thürme von Schulpforta undeutlich sich in den Nachthimmel erheben. Jetzt galt Vorsicht. Das Zimmer, in welchem die in strenge Strafe verfallenen Eleven gehalten wurden, war mir bekannt; wie aber war es möglich, hineinzukommen? wie auch nur Dionys meine Gegenwart merken zu lassen? Vielleicht befand er sich nicht einmal mehr in diesen Mauern. Unschlüssig, was zu thun sei, standen wir beide an der Einfassung des Kanals, der einen Theil des Flusses durch das Gebäude leitet. Es schien Alles innerhalb des Klosters in tiefen Schlaf versenkt, nirgends Licht, nur in dem Erdgeschosse, aus der Klausel des Wächters, blickte ein schwacher Schimmer in die Nacht. Der Sturm brach sich heulend um die Ecke des Hauses und trieb die Wetterfahnen schreiend auf den Giebeln. „Ich weiß ein Mittel, hineinzukommen,“ flüsterte mir mein treuer Georg

zu, indem er seine Jacke abwarf. „Mit Knechten aus Naumburg war ich oft im Kloster; ich weiß, daß dieser Kanal in den innern Hof leitet, und von dort führt ein geheimer Gang in die Gefängnißgemächer. Lassen Sie mich nur machen, gnädiger Herr, gleich bin ich wieder da.“

Er warf sich mit diesen Worten in's Wasser. Auch ich konnte schwimmen, und bedachte mich keinen Augenblick, ihm zu folgen, nachdem ich meinen Mantel, Degen und Rock abgelegt. Wir zwängten uns durch die enge Oeffnung unter der Mauer durch, und indem Georg behende, wie eine junge Kaze, voran schwamm, kamen wir in aller Stille im Klosterhofe an. Triefend von Wasser und vor Kälte zitternd, gelangten wir durch den Gang vor eines der verschlossenen Gemächer, aus dem Lichtschimmer hervordrang. Ich klopfte an, und welch ein Entzücken! — Dionysens Stimme antwortete. Wie aber sollte ich das Schloß öffnen? — Georg war auch hier

wieder bei der Hand. Er stahl sich auf den Zehen in die Klaufe des Wächters und raubte diesem, der im tiefen Schläfe lag, den mächtigen Schlüsselbund. Wir mußten lange bald diesen, bald jenen Schlüssel versuchen, ehe der rechte sich fand, und ich wonneschauernd in's Gemach stürzte.

Dionys saß auf einem ärmlichen Lager. Er erhob sich nicht, als er mich sah, er richtete nur einen Blick auf mich, den ich nie vergessen werde. Meiner Umarmung, selbst meinem Händedruck wich er aus. — Wo sind meine Papiere? fragte er in einem schneidend kalten Tone. Ich erzählte ihm den Hergang der Sache; er schüttelte den Kopf und sah unverwandt vor sich auf den Boden. Ich warf mich zu ihm auf's Lager, ich preßte ihn an meine Brust, ich beneßte ihn mit Thränen — umsonst! keinen Blick rhielt ich. Nur die wiederholte Frage: „Wo sind meine Papiere?“ tönte mir in's Ohr. „Du bist entsetzlich, Dionys!“

rief ich außer mir. „Ist das die Freundschaft, die Du mir geschworen?“

Er erhob sich langsam und sagte in einem feierlichen Tone: „Vergessen Sie, Herr Graf, was Kindisches und Uebereiltes zwischen uns vorgefallen. Von jetzt an kann nicht mehr die Rede davon sein. Ich bedaure, daß Sie sich für mich bemüht haben.“

Mein Athem stockte, als ich diese Worte vernahm. „Reize mich nicht zum Zorn, Dionys!“ rief ich stammelnd. „Du weißt, daß wir bestimmt sind, mit einander durch's Leben zu gehen. Du weißt, daß ich nicht von Dir lassen werde.“

„Und auch ich nicht von Ihnen,“ erwiderte er, indem seine dunkeln Augen mit einem eigenen feuersprühenden Ausdruck auf mir hafteten.

„Was soll das?“ schrie ich und preßte meine glühende Stirn an die kalte Kerkermauer.

„Was es soll?“ rief er und trat ganz dicht an mich heran. „Wir werden unzertrennlich

sein. Ja, gehen Sie nur, edler Graf, Ihre stolze Laufbahn dahin; an Ihre Fersen wird sich ein Gespenst fetten, das Sie nie verläßt; es ist der arme vertriebene Bürgersohn, der an Ihrem Busen als Freund ruhte, und dem Sie die Geliebte, die Ehre und die Freiheit stahlen.“

Diese empörende Rede war ich nicht vermuthend. Meine Kniee wankten, ein Fieberfrost schüttelte mich; Georg, der hinter mir eingetreten war, mußte mich halten. Ich besann mich jedoch, daß ich noch etwas Wichtiges zu sagen hatte und, meine Kräfte zusammenraffend, rief ich: „Du bist ungerecht gegen mich, Dionys; doch lassen wir das jetzt. Ich komme, Dich zu retten, Dich zu befreien; folge mir.

„Nein!“ erwiederte er kurz. „Mein Schicksal mag sich nun auf diese oder die andere Weise erfüllen; ich fliehe nicht.“ Er wandte sich ab, und als ich seine Hand ergreifen wollte, zog er sie, wie vor der Berührung einer Schlange

erschreckend, eilig zurück. Ich verließ das Gemach. Ohne Georgs treue Hülfe hätte ich den Rückweg nicht machen können, so wenig wußte ich, was um mich geschah, und welche Maasregeln der Sicherheit ich zu nehmen hatte. Ach, man liebt nur ein Mal im Leben mit dieser maaslosen Glut, mit diesem Sturm des Entzückens und Schmerzes! — Als ich auf meinem einsamen Zimmer angelangt, mich unter Thränen auf's Lager warf, war es mir, als wenn meine Jugend jetzt geschlossen sei. Ich hatte den verloren, den meine Seele glühend liebte; was konnte jetzt noch folgen, werth, daß ein Athemzug den Busen hebe?

Raum war der Tag angebrochen, als ich zu meinem Vater eilte und ihn beschwor, sich des Schicksals Dionysens anzunehmen. Ich fand sein Ohr taub meinen Bitten. Unsrer nahe Reise, meine Vorstellung bei Hofe beschäftigten ihn einzig. Er sah ein glänzendes, langes Leben für

mich voraus; ich selbst hielt es für beendet. Um meine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, befahl er mir, über meine künftige Einrichtung, Garderobe und Wahl der Diener nachzudenken. Ich behielt für's Erste meine Lehrer bei, und erhielt außer diesen einen ordentlichen kleinen Hofstaat. So fand es der Stolz und Reichthum meines Vaters für passend. Er wollte nicht, daß ein Graf von Saint-Sylvan in Dresden unter der Menge prunkender polnischer und sächsischer Großen ganz bedeutungslos verschwinde. Wie fern lagen diese Betrachtungen mir jetzt! Zu jeder andern Zeit wäre durch sie mein jugendlicher Ehrgeiz, meine Liebe zu einem glänzenden Leben erwacht — jetzt zeigten sie mir nur den Geliebten in Armuth und Gefahr, während ich der Sonne des Glücks entgegen ging.

Der Tag unsrer Reise war nun festgesetzt. Ein geschäftiges Leben füllte die Mauern unsers Schlosses. Mein Vater war wieder jung gewor-

den. Ich ließ die Unruhe und das Getümmel hinter mir und benutzte den letzten freien Abend, um meinen Abschiedsbesuch in der Pfarrwohnung zu machen.

Noch schweben mir lebhaft jene Stunden vor der Seele. Es war Frühling geworden, die Gebüsche standen mit frischem Grün bekleidet, die Wiese voll Blumen. Im Spiegel der Gewässer schimmerte die kristallene Bläue des schönsten Himmels wieder. Indem ein laues Lüftchen meine Locken wehte, sog ich mit voller Brust den frischen Lebensathem ein, und mein Herz wandte sich wieder der Freude und der Hoffnung zu. Die Spitze des alten Thurmes, wie sie nach und nach aus den Baumgipfeln auftauchte, goß alte Erinnerungen in meine Seele. Ich fand den guten Vater Bernhard vor seiner Hausthüre sitzen, die Wärme der Frühlingssonne genießend. Bertrada war im Hause beschäftigt. Beide empfingen mich mit aufrichtiger Freude. Der

Erstere behandelte mich immer noch ganz wie seinen Sohn, Bertrada mit einiger Scheu. Vergebens suchte ich den alten Ton schwärmerischer Vertraulichkeit anzustimmen, sie wich mir aus, halb mit Schüchternheit, halb mit Lächeln. Von Dionys sprachen wir nicht. Dieser Zwang wurde uns nicht leicht, denn ich bin überzeugt, daß jedem von uns Dreien sein Name auf der Zunge schwebte. Als die Stunde meines Scheidens kam, drückte mich Bernhard mit einer Zärtlichkeit und Rührung in die Arme, die mich erschütterte. Wir standen unter der großen Linde und die letzten Sonnenstrahlen umspielten wie eine Glorie den Scheitel des ehrwürdigen Greises. „So ziehst Du denn von mir, Sohn meines Herzens!“ rief er mit zitternder Stimme, „und ich muß Dich von mir lassen, wie einst der alte Tobias seinen Sohn. Ich kann Dir keinen sichtbaren Engel mitgeben, aber mein Gebet wird Dir folgen, und das Angedenken an eine reine Jugend sei Dein

Schutz in einer verderbten Welt. Ziehe freudig hin!“ —

Es war schon tief in der Nacht, als ich, ungefähr einen Büchenschuß vom Schlosse entfernt, in der Dunkelheit mehrere Männer auf der Straße beschäftigt sah, einen Gegenstand, den ich nicht unterscheiden konnte, auf den Wagen zu heben. Ich konnte mir keine Rechenschaft geben, warum beim Anblick dieser Menschen mich ein heftiges Zittern überfiel. Das Dunkel der Nacht, die Schwüle, das dumpfe Rollen eines aufsteigenden Gewitters, das geheimnißvolle, lautlose Arbeiten jener Männer — Alles zusammen mochte meine Phantasie aufregen und mir unbegründete, dunkle Ahnungen einflößen. Ich wollte mich in meinen Mantel hüllen und vorbeisprengen, da klang es im schauerlichen Geflüster des Gewitterwindes, als riefte Jemand meinen Namen. Ein Schmerz, wie ich ihn nie gefühlt hatte, beklemmte meine Brust. Jener Zuruf schien mir Dionysens

Stimme. Ich sprang vom Pferde und näherte mich dem Haufen Männer. „Was giebt's?“ fragte ich sie. „Wir haben hier im Graben einen todten Mann liegend gefunden und wollen ihn jetzt in's nächste Dorf schaffen.“ antwortete mir ein junger Bauer.

„Wer ist's?“ fragte ich und meine Zähne schlugen wie im Fieberfrost an einander.

„Niemand kennt ihn. Sein Gesicht ist voll Blut und Wunden. Die Brust ist von drei Messerstichen zerrissen. Der Schulze meint, daß er sich selbst entleibt habe; aber ich glaube, man hat ihn umgebracht, und zwar müssen es keine gemeinen Mörder gewesen sein, weil er die wenige Baarschaft noch bei sich führt. Vor drei Monaten zurück ereignete sich auch schon solch ein Fall. Es war der alte Martin, den haben die Katholischen, weil sie glauben mochten, er besäße viel Geheimnisse, die er verrathen könne, meuchelmörderisch aus dem Wege geschafft.

Während dieser Worte hatte ich mich an den Wagen gedrängt. Der Leichnam lag auf einem Bund Stroh, das Gesicht mir zugekehrt. Mehrere helle Blitze zerrissen zu gleicher Zeit die schwarze Wolkendecke, ich blickte dem Todten in's Antlitz, es war — Dionys! —

R o m a n z e .

Wir halten einen prächtigen aber etwas alterthümlichen Einzug in Dresden. Mein Vater hat das Unglück, der Frau von Cosel auf den Fuß zu treten. Deshalb meine wenig günstige Aufnahme bei Hofe.

Mein Vater faßte den Entschluß, das Ceremoniell unsrer Reise, die Anordnung der Dienerschaft und die Präsentation bei Hofe nach einem Programm einzurichten, das sich in unserm Familien=Archiv handschriftlich vorfand, und das die Reise und Präsentation eines Reichsgrafen von der Ruhl auf das Genaueste schilderte. Mein Vater fand, daß, da er in gleichem Rang mit diesem vornehmen Herrn war, ihm auch ein gleiches Gepränge oblag. Es war nur das Mißliche, daß der Graf von der Ruhl seine Reise fünf und zwanzig Jahr vor uns angetreten, und daß

sich nothwendig in den Sitten und Gebräuchen manches verändert haben mußte. Damals herrschte der Churfürst Johann Georg IV. und jetzt Friedrich August: welch ein Abstand unter den Formen! Johann Georg, wie sein Bild in unserm großen Saale zeigte, war eine Gestalt, vom Kopf bis zu den Füßen in eiserner Rüstung eingeschnürt; er stand da, wie aus Marmor gehauen, eine Miene von feudalistischem Troze im harten Gesichte. Der Scepter in seiner Rechten drohte wie eine eiserne Zuchtruthe herab, und der alte sächsische Churfürstenhut lag grau und verwittert neben ihm. Im Hintergrunde des Bildes stiegen Pulverwolken aus wildem Schlachtgewühl empor. Ganz anders Friedrich August. Auch er hatte einen Panzer, aber dieser erschien als Toilettenstück, nicht als eine Schutzwaffe; der Hals des jugendlichen Fürsten war entblößt, ein leichter Spizenkragen flatterte mit den gepuderten Locken um die Wette um das schöne Oval des seitwärts

gewandten Kopfes. Ueber den hellen Stahllichtern des Panzers lag in malerischem Faltenwurf der Hermelin; die rechte Hand hielt mit graziöser Beugung einen ziemlich gutgearbeiteten und mit Juwelen geschmückten Scepter, die linke ruhte auf dem Fürstenhut. Ein breiter Purpurvorhang zog sich nur so weit im Hintergrunde weg, um die Aussicht auf die prachtvollen, wollüstigen Gärten von Moritzburg zu zeigen. Diese beiden Bilder mußten nothwendig meinem Vater, wenn er hätte darauf aufmerksam sein wollen, die große Verschiedenheit der Umgebung und der Gesinnung beider Fürsten zeigen. Johann Georg war noch der alte Ritter; an seinem Hofe herrschte die strenge, barbarische Etikette, wie sie zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aus Spanien einwanderte. Friedrich August nahm sich den Hof von Versailles zum Muster, er war der deutsche Ludwig XIV., dem er gleich kam in seinen galanten, wie in seinen kriegerischen Abenteuern. Er

war der erste Monarch, der die französische Sitte und die moderne Bildung an die düstern Höfe Deutschlands versetzte. Mit ihm ging eine Sonne des Glanzes und Ruhmes über den Norden auf, dessen erste Morgenröthe in den wohlgemeinten, aber barocken Bestrebungen jener Schwedenkönigin zu suchen ist, die den angeerbten Thron verließ, aus Verdruß, weil es ihr nicht gelang, ihn mit den exotischen Gewächsen der Kunst und geistreicher Sitte zu umpflanzen, und weil sie sich ohne diese Ausschmückung auf seinen purpurnen Kissen langweilte.

Es kann Dir wenig daran liegen, mein Leser, die Details der Anordnung unsers Reisezuges umständlich hier angeführt und erklärt zu sehen; es genügt Dir, wenn ich Dich versichere, daß er wahrhaft fürstlich anzuschauen war. Alles, was in unsern Garderoben und Waffenkammern an kostbaren Geschirren, purpurnen und gestickten Becken, Federbüschen, goldglänzenden Anzügen,

geschmückten Wagen und herrlichen Wappenschildern zu finden war, ausgesucht, zusammengestellt und auf passende Weise zu einem Ganzen geordnet wurde. Ich und mein Vater saßen in einer mit vergoldeten Beschlägen gezierten Karosse, die von vier Pferden gezogen wurde, deren lange, herabhängende Decken sie beinahe am Laufen verhinderten. Allein auf's Laufen war es hier auch nicht abgesehen, wir brauchten zu einer Stunde Wegs fast zwei Stunden Zeit; dennoch fand der Lieblings-Läufer meines Vaters, der aus der Übung gekommen war, daß wir stark eilten, und, wie er sich ausdrückte, wie Vögel flögen. Mein Vater lächelte über diese Metapher, aber er hatte dabei doch sein inniges Mitleiden mit seinem keuchenden und schwitzenden Läufer. Die Karosse war der Bräutigamswagen meines Vaters gewesen und zeigte in der Stickerei ihrer Polster eine Menge schmeichelhafter Embleme auf die Schönheit und den hohen Stand meiner Mutter. Sie

war Abkömmlingin einer Nebenlinie eines deutschen Fürstenhauses gewesen, und mein Vater, wenn er von ihr sprach, verfehlte nie, sie Prinzessin zu nennen.

Wir nächtigten noch kurz vor Dresden, weil mein Vater es nicht leiden mochte, daß der Glanz seines Zuges in die Dunkelheit einer späten Abendstunde gerathe. Um zehn Uhr den Morgen fuhren wir in die Residenz ein und vor unser Haus in der Pirnaischen Gasse. Die Gefühle, mit der mein Vater diese Straßen und Plätze wieder sah, die ihn an eine bewegte Jugend erinnerten, mochten sehr heftiger Natur sein, denn auf seinem sonst so unbeweglichen Anlitze sah ich den Ausdruck leidenschaftlicher Erregung. Er antwortete auf keine meiner Fragen, sondern saß in einer peinlichen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Von Zeit zu Zeit warf er nur einen befriedigten Blick auf die Menge Volks, die unsern Wagen umgaben und ihm mit ehrer-

bietig abgezogenen Hüten eine Weile folgten. Er grüßte, wie ein großer Herr zu grüßen pflegt, der sich eines reinen Gewissens gegen das Volk bewußt ist, ruhig, mit einer anstandsvollen Aufmerksamkeit. Meine Grüße dagegen waren stolz und flüchtig, die Einwohner und reichen Bürger der Hauptstadt behandelte ich wie einen Haufen Vasallen, deren Achtungsbezeugungen Pflicht waren. Noch hatte Niemand mich auf den Unterschied der Stände und die verschiedenen Stufen der Gesellschaft aufmerksam gemacht. Auch war es mir nicht entgangen, daß in der Menschenmenge, die uns folgte, sich hier und da ein Mund zu spöttischem Lächeln verzog, und dieses, da ich den Grund nicht einsah, ärgerte mich.

Es war nicht Sitte, nach Ankunft in einer fremden Stadt sich früher seinen Freunden und Verwandten zu zeigen, als bis man den Gottesdienst mitgemacht hatte. Wir hatten also einige Tage Zeit, die wir einsam in unserm weitläu-

figen Hotel zubrachten, indem wir uns in unsrer Gefangenschaft langweilten. Endlich war der Sonntag da und nach unserm Kirchgange meldete sich mein Vater beim Könige. Er erhielt die Weisung, den beiden Majestäten und auch dem Kurprinzen aufwarten und mich vorstellen zu dürfen.

Bis hierher war Alles genau nach dem Programm des Grafen von der Kuhl gegangen; bei dem Erscheinen bei Hofe jedoch mußte sich nothwendig eine Aenderung zeigen, denn mein Vater war nicht Reichsgraf und unser Wappen hatte die drei Goldquasten an der Krone verloren. Doch niemals war der edle Graf von Saint-Sylvan geneigter, über diese Angelegenheiten hinweg zu sehen, als gerade jetzt, wo der Augenblick da war, daß er seinen erlauchten, mit ihm gealterten Jugendfreund wiedersehen sollte. So Vieles war unterdessen geschehen, wozu mein Vater seine Billigung offen und freimüthig versagt hätte,

wenn der Freund noch wie früher ihn um sein Urtheil befragt hätte. Aber es schien, daß Friedrich August jetzt mit andern Rathgebern sich umgab. Am lebhaftesten hatte mein Vater sich gegen die Annahme der polnischen Krone ausgesprochen; er blickte in die Zukunft und sah die ungeheuern, zum Theil wenig ehrenvollen Opfer voraus, die die Behauptung dieses sarmatischen Thrones den Erblanden des geliebten aber eiteln Fürsten kosten werde. Er sah das Blut der treuen Sachsen auf zahllosen Schlachtfeldern fließen, und ich erinnere mich einer Zeit, wo wir ein Zeitungsblatt vor seine Augen bringen durften. Der Friede zu Alt-Ranstadt erregte ihm ein Fieber, und von diesem Moment an sprach er selten und mit merklicher Kälte von Friedrich August. Der zweite große Kummer, den ihm die neueste Zeit brachte, war der Uebertritt des Kurprinzen zur katholischen Religion. Sein ritterliches Gefühl hatte der Vater, sein religiöses der

Sohn auf das heftigste angetastet. Er hielt es nicht für möglich, daß ein Fürst durch eigenhändige Unterschrift sich zum Schattenkönige ohne Macht und mit dem spottenden Klange eines leeren Titels erniedrigen könne, und eben so unmöglich für einen zum Manne reifenden Jüngling die Ueberzeugung, seine Jugendlehre hinzugeben für die Hand einer Kaisertochter. Doch kämpfte er diese Bitterkeit gewaltsam nieder: angesichts des Thrones schien sie ihm an der unrechten Stelle. Gewohnt, in der Einsamkeit seiner Schlösser den unumschränkten Herrn zu spielen, war ihm die überwiegende, selbstständige Macht des Urtheils unversehens zu einer Art Despotismus herangereift; jetzt, wo der Vasall und Unterthan seinem Herrn gegenüber stand, war es nöthig, einige Stufen herabzusteigen und Betrachtungen, die man nicht aussprechen durfte, in ein ehrfurchtsvolles Schweigen zu hüllen. So fühlte mein Vater, als er den König noch nicht gesehen hatte.

Nach den ersten Worten, die Friedrich August an ihn richtete, war er wie umgewandelt. Der König empfing ihn, als wenn er noch Reichsgraf gewesen wäre. Auf eine so überraschende Gnade war natürlich Niemand vorbereitet.

Was mich betrifft, so brachte das Gepränge des Hofes keinen günstigen Eindruck hervor. Ich war schüchtern, befangen und wollte es doch nicht eingestehen. So viele fremde Gestalten umstanden mich, so viele Augen waren auf mich und meine Kleidung gerichtet; ich glaubte auch hier denselben Zug von Lächeln und verstecktem Spott zu bemerken, und dieses brachte mich noch mehr aus der Fassung. Vom Könige fuhren wir zur Königin, die in einer abgesonderten Abtheilung des Schlosses wohnte, und, wo unser Empfang nicht minder ehrenvoll war, von dort zum Kurprinzen und von diesem zu zwei bis drei Prinzen von Geblüt. Immer dieselben Verbeugungen, immer dieselben Redensarten. Erschöpft kamen

wir den Abend in unserer Wohnung an, aber hier wartete schon ein eigenhändiges Billet des Königs auf uns, das meinen Vater und mich zur Frau von Cosel hinbeschied. Eine neue Toilette mußte gemacht werden, und ich sah es meinem Vater an, wie ihn so viel Ehre angriff.

In den Gemächern der Reichsgräfin war eine kleine Gesellschaft versammelt, die in der Karte spielte und sich ehrerbietig erhob, als der König eintrat. Er kam durch eine kleine Thüre, ohne Gefolge, in der reichen Kleidung eines Privatmannes, und gerade auf meinen Vater zu. Indem er ihn in eine Fensternische zog, sprachen beide lange vertraulich mit einander. Ich hatte Zeit, den König genau in's Auge zu fassen, besser, als ich es am Hofe vermochte. Er schien mir sehr wenig seinem Bilde ähnlich, der freundliche Zug um den Mund und die dunkeln, schönen Augen waren dieselben, aber die Jugendfrische und die

graziöse Heiterkeit des Bildes waren nicht zu finden. Eine tiefe Falte lagerte sich über die hochgezogenen, schwarzen Brauen, die Wangen schienen mir geschminkt, die Grübchen derselben zu unerkennbaren Runzeln in die Länge gezogen. Bei Hofe hatte eine ungeheure schlohweiße Perrücke diese Defekte überschattet und verdeckt; hier entgingen sie meinem scharfen Auge nicht. Die Größe und Haltung dieses so bewunderten Fürsten waren aber zugleich anmuthig und ehrfurchtgebietend. Er hatte einen gewissen Blick des Auges, der streng, forschend und beinahe finster war, allein es war auch nur ein Blick, er war im Moment wieder verschwunden. Mein Vater bewegte sich nur schwerfällig neben der leichten prächtigen Gestalt seines Jugendfreundes; es lag etwas in den Mienen und Geberden des edlen Grafen, das man mit dem Ausdruck „stattlich“ bezeichnen mußte; der König gerade vermied diese Art von Haltung, er schien gänzlich unge-

zwungen, ob er es in der That war, konnte ich damals nicht entscheiden.

Nach Abbrechung des vertraulichen Gesprächs wollte mein Vater sich entfernen, that einen Schritt zurück, der König griff ihm an den Arm und rief: „Halt! halt!“ Es war zu spät, ein kleiner Schrei ertönte, und eine Dame, die sich hatte dem Könige nähern wollen, trat bleich im Gesicht und sich an einen Pfeilertisch haltend zurück. Mein Vater machte seine Entschuldigungen, daß er ihr auf den Fuß getreten, sie zwang sich zum Lächeln; gleich darauf gab ihr der König den Arm, indem er sie leise auf französisch fragte: „Hat man Dir weh gethan, ma mie?“ Sie erröthete und schwieg. Er stellte meinen Vater und mich ihr vor, sie sprach wenige Worte, wie es schien, in Verlegenheit. Der Vorfall ging vorüber, ohne daß weiter ein Gerede entstand; mein Vater zischelte mir in's Ohr: „Alle Teufel, das ist die Cosel! Sie ist nahe daran, ihr

Wochenbett zu halten, und ich habe ihr auf den Fuß getreten.“

Man ging zum Soupé. Eine junge Dame hatte lange Zeit allein auf dem Kanapee gefessen und mich lächelnd, fast unverwandt, angeblickt; sie stand jetzt auf, und da die übrigen Gäste Paar und Paar schon aufgebrochen waren und sie mich ohne Dame sah, legte sie, ohne mir ein Wort zu sagen, ihren Arm in den meinigen und ließ sich von mir zu Tische führen. Wie wir in den Saal traten und ich mich gegen sie verbeugte, sah ich, daß sie ein Lächeln hinter ihrem Tuche barg und sich schweigend neben mich setzte. Der Saal glänzte von Lichtern, das schöne Meißner Porzellan schimmerte mit dem Silber um die Wette und hohe Blumen-Basen streuten Düste umher. Der König saß etwas abgesondert mit Frau Cosel allein an einem Tische, doch ließ er von Zeit zu Zeit Diesen oder Jenen aus der Gesellschaft zu sich kommen; mein Vater genoß die

Ehre am längsten, bei ihm zu verweilen und ihr Gespräch wurde so ungezwungen und so laut geführt, daß es keine Mühe kostete, es zu erlauschen. Es betraf die alten Erinnerungen der Belagerung von Mainz, wo Friedrich August als Jüngling seine ersten Kriegslorbeeren pflückte und mein Vater Befehlshaber eines Corps der Reichsarmee gewesen war. „Ich versichere Sie, Madame,“ sagte der König zur Frau von Cosel, „man sah nie einen tapfrern und ehrlichern Mann, als unsern Grafen hier, und ich wüßte keinen meiner Freunde, den ich über ihn stellen möchte in der Neigung, die ich zu ihm empfinde.“ Er reichte meinem Vater die Hand und sagte gleich darauf zu einem Herrn, der bei diesen Worten aufgestanden war und eine überraschte Miene machte: „Fürchten sie nichts, Graf! Saint-Sylvan ist kein Ehrgeiziger; er zieht es vor, auf seinen Schlössern selbst den Fürsten zu spielen, als hier um die Gunst eines Fürsten zu buhlen.—

„Eure Majestät haben meine Dienste nicht mehr nöthig,“ entgegnete mein Vater mit einer Verbeugung, „aber der Himmel soll mich bewahren, daß ich in den Ruf käme, als bedürfte ich nicht der Gnade meines Königs. Ich erflehe dieselbe für meinen Sohn.“

„Du wendest Dich an den Unrechten,“ entgegnete Friedrich August in großer Munterkeit. „Hier sitzt der König. Ich vollstrecke nur die Befehle, die aus diesem schönen Munde kommen. Was sagen Sie zu dem Begehr des Grafen, Madame?“

Mein Vater winkte mir und ich trat vor den Tisch des Königs. Er sah mich vom Kopf bis zu den Füßen an und zischelte der Frau von Cosel etwas in's Ohr. Diese blickte mit einer Miene von Gleichgültigkeit, mit halb zugekniffenen Augen einen Augenblick zu mir empor und sagte mit einem kalten Lächeln: „Sire, ich empfehle Ihnen den jungen Mann. Er scheint

mir würdig zu sein, eine Stelle in Ihrer Leibgarde einzunehmen.“ Sie ließ bei diesen Worten ihren Fächer fallen, und als ich ihn aufhob, ohne dabei ihre, einen Augenblick zögernde Hand zu küssen, sah sie mich verwundert lange an, ohne etwas zu sagen. An der Miene des Königs bemerkte ich einen flüchtigen Unwillen. Bald darauf entfernte sich Frau von Cosel und mit ihr verschwanden die zwei oder drei andern Frauen, die mit ihr am Tische saßen. Das Soupé verwandelte sich jetzt in ein Trinkgelage. Der König forderte meinen Vater auf, zu beweisen, daß er noch immer ein so tüchtiger Trinker sei, wie damals bei der Belagerung von Mainz; zugleich befahl er, daß ein Lehnstuhl herbeigebracht wurde, weil bei dem Treffen, das jetzt geliefert werden sollte, das Tabouret, auf dem mein Vater saß, einen zu unsichern Stützpunkt abgab. Dem König zur Linken saß ein Herr von der Pleißenburg, ein Podagrif und ein heldenmäßiger Trin-

fer, weiter hin ein Pole, blaß, schwächlich, mit kleinen, funkelnden Augen, ein für mich widriges Gesicht. Nach den ersten paar Flaschen trat eine Art von Ungebundenheit ein, die scharf mit dem strengen Hofzwange von heute Morgen contrastirte. Alles sprach und Alles erzählte durch einander, der König lachte und gebot von Zeit zu Zeit Stillschweigen, wenn er etwas näher hören wollte. So ließ er sich sehr genau die Umstände bei dem Tode des unglücklichen Carl XII. erzählen. Dieser Tod hatte endlich die schwankende polnische Krone auf seinem Haupte befestigt; es war daher erklärlich, daß er mit einem nur schlecht versteckten Wohlgefallen von ihm erzählen hörte. Derselbe mir so mißfällige Pole, den man einen Grafen Berzoki nannte, sagte dem Könige, die Kugel sei durch beide Schläfe durch gegangen, und dieses beschrieb er mit einer so widrigen Ausführlichkeit und einer grausamen Freude, wie es mir schien, am Morde,

daß der ohnedies Gehässige mir noch doppelt unerträglich wurde. Das Gespräch in seinem raschen Wechsel ging von Frauen und unsittlichen Liebes Schilderungen auf Hexen und Zauberer über. Es war Tags vorher ein räthselhaftes Individuum der Art nach kurzem Prozeß lebendig gerädert worden. Mein Nachbar, ein kleiner Herr in einem zimmetbraunen Rock und einer knöchernen Papagaiennase, schüttelte bei diesem Bericht das Haupt. „Das darf nicht!“ sagte er, „das darf durchaus nicht! Das Rädern ist eine bei solcher Gelegenheit ganz unschickliche Procedur.“ „Und welche würden Sie dafür vorschlagen?“ fragte der Pole mit spöttischem Lächeln. „Ein Zauberer von der letzten und schönsten Sorte,“ entgegnete die kleine Gestalt und verdrehte dabei seine dunkeln, feuersprühenden Augen, „wird in einen Sack gesteckt, zusammt einer schwarzen Katze und einer Schlange, und sodann in den Fluß geworfen. Das ist die einzige und richtige

Art, wie man sich solche gefährliche Geschöpfe vom Halse schafft.“

„Aber in unserm Lande sind keine Schlangen“ fragte der Herr von der Pleißenburg.

„So nimmt man eine gemalte,“ antwortete der Kleine. „Aber eine Schlange muß dabei sein. Haben Sie in Ihrer Gegend, Herr Graf, auch Währwölfe?“ fragte er, zu meinem Vater gewendet. „Nein,“ sagte dieser trocken, „aber dafür Flußniren.“ — „Undinen? ich kenne sie, es sind boshafte, kalte Geister. Was mich betrifft, ich ziehe die Währwölfe vor, obgleich diese zottig, schmutzig und nicht eben wohlriechend sind; aber es hilft gegen sie der Andreassegel und gegen Undinen hilft er nichts.“

„Auf meinem Schlosse,“ hub der Herr von der Pleißenburg an, „geht ein Mönch um, der seinen Kopf unterm rechten Arm und unter dem linken eine Laterne trägt.“

„Sie irren sich,“ sagte der Kleine, „das ist kein Mönch, sondern eine Jungfrau.“

Der Herr von der Pleißenburg blickte ihn mit weit aufgerissenen, weinrothen Augen an und stammelte: „Wie kommen Sie mir vor, Herr! Glauben Sie denn, daß ich nicht einen Mönch von einer Jungfrau unterscheiden kann?“

„In Ihrem vernünftigen Zustande, ja!“ erwiderte der Kleine kalt.

„Und in welchem bin ich denn jetzt?“ Jener wandte sich ab, ohne zu antworten. Der dicke Herr stand auf und wollte nach seinem Stocke greifen. Sein Nachbar hielt ihn zurück, indem er ihm zurief: „Stille in Gegenwart des Königs!“ Der Beleidigte fuhr erschrocken zusammen und machte eine tiefe Verbeugung. Friedrich August lachte. — „Die kleine Kröte will Alles besser wissen,“ murmelte der Zurechtgewiesene und schob seine Perrücke wieder zurecht, die auf's eine Ohr

gerathen war. „Ich habe mehr Jungfrauen in meinem Leben gesehen, wie er Sperlinge.“

„Sire, ich trage darauf an,“ nahm der Pole das Wort, indem er aufstand und sich verbeugte, „daß uns der Herr von der Pleißenburg sein Liebesabenteuer mit der Dulac erzähle.“

„Wenn er es noch im Stande ist,“ sagte der König lächelnd.

„Eure Majestät, — was die Dulac betrifft, so ist sie eine unverschämte Creatur, würdig an einen Pflug gespannt zu werden, um einen Acker urbar zu machen,“ schrie der Dicke. „Vorgestern sagte sie mir, sie wolle eine Base haben, um sie auf den Kamin zu stellen. Ich renne zum Töpfer und bringe ihr eine; hol' mich der Teufel! da ist es nicht die rechte. Wie ich Abends komme, mir den Dank zu holen, finde ich die Thüre verschlossen. Dulac!“ rufe ich, „und noch drei Mal: Dulac! — die Kröte hört nicht. Ich trete die Thüre ein, und die Treppe hinauf, geradezu in

ihr Schlafzimmer. Dulac!“ rufe ich, „hast Du die Vase erhalten? Keine Antwort. Ich tappe hin und finde auf dem Polster einen runden Gegenstand, einen Kopf! — Stern Donnerwetter! — ein Manneskopf! Ist das die Vase, Dulac?“ frage ich. — „Ja,“ antwortet sie, „und zwar eine aus japanischem Porzellan, wie ich sie mir gewünscht habe; die Deinige war nur von gemeinem Töpferthon.“ „Ho, ho!“ schrie ich „und ergreife den Kopf — nein die Vase — oder doch den Kopf und werfe ihn zum Fenster hinaus, wo er in tausend Stücke zerbricht; die Vase steigt aber aus dem Bette und macht sich auf ein Paar Beine.“ —

„Die Vase? bravo, bravo! Ihr habt kein Glück mit den Weibern. Aber trinkt doch! — trinkt doch!“

„Kann nicht mehr, Brüderchen! Ich bin nicht, wie Du, König von Polen, der Alles kann. Apropos, ich wünschte, daß Du die ver-

damniten Hunde aus dem Lande jagtest. Ich wünsche das — hörst Du? ich. Teufel! heute laden wir wieder einmal tüchtig. Aber die Polen fort! — die Polen fort!“ —

„Herr von der Pleißenburg! Sie reden sich um den Kopf;“ rief der Kleine. „Wenn Sie je einen gehabt haben,“ lachte der Pole. Der Dicke lehnte sich weit über den Tisch, sah den König mit starren Augen an und stammelte mit schwerer Zunge: „Höre, Friedrich August — wir Sachsen lieben es, beim Weine zu plaudern. Unsre Vorältern haben das schon gethan; die Sitte muß nicht untergehn. Weg da mit Hofgeplapper und Titelkram! Mann gegen Mann, das Weinfäß zwischen uns! — Wie Du es treibst, mein Junge, so geht es nicht weiter. Deine Mädchen kosten Dir nicht so viel, als die Hunde, die Polen. Laß sie. Bist Du nicht deutscher Kurfürst? Ist das nicht mehr werth, als eine lumpige Krone, die ich nicht meinem Kettenhunde

auffetzen würde? Ist's wahr? wer widerspricht mir?"

„Geht zu Bette! geht zu Bette!“

„Wie sie Grimassen schneiden! — sagt, daß ich lüge, und ich will der erste Pleißenburg sein, der sich seines Vorrechts begiebt, mit seinem Herrn und Könige ein Wort im Vertrauen zu sprechen. Zur Hölle mit den Polen! das ist mein Trinkspruch und jedes ehrlichen Sachsen, wenn er beim Wein sitzt. — Ist's wahr? wer widerspricht mir?“ —

„Zu Bette! zu Bette! — Ein trefflicher Spaschwacher,“ sagte der Pole mit grinsendem Lächeln. — Der Herr von der Pleißenburg wollte sich erheben, um von neuem nach seinem Stocke zu greifen, aber er fiel auf den Stuhl zurück, dieser brach unter ihm in Stücke und die derbe Gestalt lag auf dem Boden. Während dieses Aufruhrs entfernte sich der König. Ich sah ihn an der Thüre mit dem Arzte der Gräfin sprechen.

Ein Kammerherr erschien und beurlaubte die Gesellschaft im Namen Sr. Majestät. Der Herr von der Pleißenburg und noch ein paar Andere, die wenig geredet, aber desto mehr getrunken hatten, mußten nach Hause getragen werden.

Ich fühlte mich auf's höchste empört von dem, was ich gehört und gesehen. In meinem Ohr klangen noch die unsaubern Späße und die schreienden Reden nach, als ich in der Einsamkeit meiner Stube auf- und abschrift. „Ist das die Welt,“ rief ich — „die glänzende, schöne Welt, auf deren Anblick du dich mit solchem Entzücken vorbereitetest? Wilde Thiere hast du gesehen, die selbst die Gegenwart ihres Herrn und Führers nicht bändigen konnte, — Affen, Löwen — schlaue, gefährliche Füchse!“ — Ich war nicht gewohnt, Wein zu trinken; das Uebermaaß, das auch ich hatte verschlucken müssen, machte mein Blut kochen und reizte meine Einbildungskraft zu phantastischen Bildern; ich verließ mein Zim-

mer und brachte den noch übrigen Theil der Nacht auf einer der offenen Gallerieen zu, die nach dem Hofe herausgebaut waren und eine Aussicht auf einen Theil der Stadt und der königlichen Gärten darboten. Die Morgensonne fand mich hier, überwacht und in der mißmuthigsten Stimmung.

Ich erklärte meinem Vater, daß ich wieder auf unser Schloß zurückkehren wolle; er schlug es mir mit dürren Worten ab. Ich bat ihn inständigst, ich machte ihm eine treue Schilderung der widrigen Eindrücke, die die Präsentationen und besonders der gestrige Abend auf mich gemacht. Er lächelte verächtlich: „Was bist Du für ein Saint-Sylvan,“ rief er nach einer Pause, „daß Dich die Ehre, der Glanz, die Macht nicht lockt?“ — „Der Glanz? die Ehre?“ sagte ich erstaunt, „war gestern davon das mindeste zu merken?“ — „Der König liebt die Debauchen,“ erwiderte mein Vater; „sein Großvater liebte sie noch

mehr, sein Bruder und sein Vater tranken gleichfalls. Du siehst, daß man bei solchen Gelegenheiten ein freimüthiges Wort mit ihm reden kann. Der alte Pleißenburg ist ein Stück von Hofnarr, aber die Wahrheiten, die er gestern vorbrachte, gefielen mir. Aber sage mir, weshalb hast Du der Frau von Cosel nicht die Hand geküßt?“

Ich erröthete und stockte. Erst auf wiederholte Frage erwiderte ich, „daß es mir nicht möglich gewesen wäre, die Hand einer Buhlerin mit meinen Lippen zu berühren.“

Mein Vater schwieg, allein aus seinen Mienen glaubte ich zu bemerken, daß meine Antwort ihm nicht mißfalle. Halblaut setzte er späterhin zu: „Ich habe ihr auf den Fuß getreten, und Du hast verfehlt, ihr die Hand zu küssen. Wir haben Hand und Fuß gegen uns, und wenn sie beide gebraucht, Dich vom Hofe zu stoßen, so werde ich Dich zeitig genug auf meinem Schlosse wieder anlangen sehen.“

„Ach wäre ich schon da!“ rief ich und bedeckte die väterliche Hand mit Küssen. „Du sollst bleiben!“ sagte er streng und wies mich von sich.

Mein Vater mußte nun noch eine Sauhaß mitmachen, er mußte eine Oper von Pallavicini mit anhören, er mußte die Schönheiten von Morizburg und die wollüstigen und koketten Stellungen in den Portraits der Gräffinnen Orzeliska und Bilinska bewundern, dann ein Trinkgelage, dann nochmals eines, endlich eine Soldatenmusterung, ein neues Ballet und ein Tabakscollegium, nach Muster des vom König Friedrich in Berlin gestifteten, besuchen, dann erhielt er die Erlaubniß, sich beurlauben zu dürfen, um wieder auf seine Schlösser zurückzugehn. Der König gab ihm in Hinsicht meiner wiederholte, glänzende Versprechungen, und am Morgen des Abschiedstages erhielt ich einen Degen mit Diamanten besetzt und dazu das Diplom als Kapitain bei der Garde.

Glänzender konnte man nicht die Verdienste des Vaters im Sohne ehren. Dennoch verließ mein Vater die Stadt, unzufrieden mit dem Glanze des Hofes, unzufrieden mit den Trillern des Monsieur Bufardin, unzufrieden mit den kurzen Röcken der Operntänzerinnen und den langen Säbeln der Polen, unzufrieden mit den drei hundert Bastarden seines Königs und den stolzen Anmaaßungen des Statthalters, des Prinzen von Fürstenberg, und endlich leidenschaftlich aufgeregt über die Liste der verkauften Ländereien, der schimpflich abgetretenen Provinzen, die geopfert wurden, um Geld zu bekommen.

Der Leser wird gebeten, ein Kapitel seines eignen Lebens nachzuschlagen, wenn er diese Zeilen liest.

Ich hatte mich nun eingerichtet. Mit dem schnellen, sichern Blick, der immer der Jugend eigen ist, war Alles beseitigt worden, was nicht zu dem paßte, was ich täglich vor mir sah. Mein Hotel erhielt ein modisches Ansehen, die wenigen Gemächer ausgenommen, die mein Vater sich vorbehalten hatte, und an deren alterthümliches Ansehen ich weder tasten wollte noch durfte. Das ehrwürdige Bild des Mannes, dem ich mein Leben verdankte, prangte mit den Draperieen zerfaserten Goldstoffes und unter den ergrauten Wappenschildern wie ein Hausgott auf seinem unentweihbaren Altar. Leicht bemerkte ich, daß bei meinem ersten Erscheinen der Fuß, den mein

Vater mir ausgesucht, die lächelnden Blicke und halblauten Bemerkungen mir zugezogen hatte; er wurde mit einem modischen Anzuge vertauscht und Niemanden fiel es jetzt ein, an mir zum Ritter werden zu wollen, indem ich ihm Gelegenheit gab, über einen unzeitigen Spott mir Rede zu stehen. Eine Schaar von Dienern füllte mein Borgemach; meine drei Kammerlakaien strotzten von Gold und mein Thürsteher war eine nicht um einen Thaler minder kostbare Personnage als die, welche der Prinz Belinsky, einer der polnischen Großen, dessen Luxus Stadtgespräch geworden, am Eingange seines Palais zur Beschauungslust des Dresdener Vöbels aufgestellt hatte. Meine Pferde waren von anerkannt guter Zucht und mein Stallmeister hatte mich frühzeitig die kleinen Kunststücke gelehrt, die gute Reiter anzuwenden pflegen, wenn sie mit den angelernten Launen ihres Pferdes kokettiren wollen; dazu hatte ich einen französische

schen Koch und in meinem Brunkgemach eine Bildsäule von Bernini. Dieser feine Luxus bei einem Unverheiratheten zeigte an, daß ich nicht mit meinen Kameraden, was den soldatesken Cynismus anbelangt, rangiren wollte. Ich las Bücher und sie lasen keine, ich ging in die Oper und sie gingen in's Weinhaus, ich brachte die Nächte mit Schlaf zu und sie pointirten im Hazardspiel, ich langweilte mich auf die anständigste Weise und sie suchten und fanden unanständige Vergnügungen in Menge.

Diese Eintheilung meiner Zeit beweist, daß ich von Außen nicht sehr in Anspruch genommen wurde, und so war es auch. Man ließ mich vollkommen thun, was ich wollte; es war, als wenn ich gar nicht existirte. Ich war Kapitain der Garde, allein ich hatte noch nie einem Soldaten ein Wörtchen sagen dürfen. Ich erschien bei Hofe, und man ließ mich in einem Winkel stehen und schickte mich nach Verlauf einer Stunde

mit dem andern Schwarm wieder fort. Der König sieht schlecht, sagte man mir, Sie müssen näher herantreten; und wenn ich nun näher herantrat, so kam ich gerade zur rechten Zeit, um den mir zugewendeten Rücken Sr. Majestät zu sehen. Das verdross mich auf die Länge; ich kam nicht mehr, wenn man mich rief und trieb mein Wesen für mich, indem ich meine Pferde tummelte, Briefe schrieb, mit meinem Georg lachte, mir von ihm Geschichten erzählen ließ und ebenfalls nicht machte, als wenn ein König und ein Hof auf der Welt existirten. Auf diese Weise glaubte ich meine Rechnung mit Friedrich August abgeschlossen zu haben.

Zwei Monate waren vergangen, und ich hatte einsamer mitten in dem Strome der üppigen Hauptstadt, als auf meinem väterlichen Schlosse gelebt. Eines Tages befand ich mich mit Monsieur Dupré, meinem Fechtmeister, der aus Anhänglichkeit an meine Person bei mir geblieben war,

als ich die andern Lehrmeister verabschiedete, auf der Jagd. Ein starker Regen fiel und wir suchten Schutz unter einer Baumgruppe. Nicht lange verweilten wir hier, so sahen wir zwei Reiter herangesprengt kommen, von denen der eine etwas zurückblieb, der andere mich mit einem leichten Gruße fragte, ob ich nicht den Jagdzug des Königs hätte vorbeikommen sehen. Ich verneinte es. Er ritt näher zu mir heran und sagte in demselben Tone wie früher: „Mein Freund! Er hat da ein vortreffliches Jagdmesser; will Er es mir borgen? Das meinige ist eben bei'm Abfangen einer Sau gebrochen.“ Ohne ein Wort zu erwiedern, machte ich mich sogleich daran, das Messer von der Kette loszuhäkeln; vielleicht hielt er die hierdurch veranlaßte Verzögerung für ein Zeichen von Mißtrauen oder Bedenklichkeit, denn er sagte mit Lächeln: „Ich bin der Graf Dohna, hier ist mein Ring zum Pfande, daß Sie Ihr Messer wieder erhalten.“ Ich über-

reichte es ihm und wies den Ring zurück. Er prüfte und bewunderte laut den Reichthum der Waffe, zugleich sah er mich forschend an. „Darf man fragen, wo Sie dieses seltene Stück erlangten?“ — „Es ist ein Pathengeschenk meiner Muhme, der Königin von Dänemark,“ erwiederte ich trocken. — „Ihrer Muhme?“ fragte er und ein flüchtiges Roth bedeckte sein Gesicht, doch gleich darauf faßte er sich wieder, lüftete ein wenig seinen Federhut und machte fortsprengend eine leichte Verbeugung.

„Sehen Sie, Dupré,“ sagte ich zu meinem Gefährten, „das war der schönste Mann in Sachsen. Sind Sie nicht geblendet von seinem Anschau'n? Bei Gott! er that mir die Ehre an, mich für seinen Stallknecht zu halten.“

„Unser Anzug ist aber auch so einfach,“ — sagte Dupré achselzuckend.

„Das will ich gerade,“ — entgegnete ich mit unwilligem Stolze. „Ich bin es müde, daß

meine Ehre und Bedeutung immer nur von der Dicke der Goldborte abhängt, die der Schneider mir an den Kragen heftet.

Den andern Morgen trat der sächsische Achill in mein Zimmer. Diesen Namen führte der Graf durch seine Schönheit und Tapferkeit. Aber es gefiel ihm nicht, immer kriegerisch aufzutreten; heute rauschte er in Seide herein und streute Blumengerüche in mein Zimmer. Er gab mir mein Messer zurück, dankte mir auf das artigste und pries sich glücklich, daß dieser Zufall ihm meine Bekanntschaft verschafft habe. Das Gespräch erlahmte bald, denn mein mißtrauischer Stolz fand sich durch die leichten, gefälligen Formen des Weltmanns beleidigt. Doch ließ er sich nicht abschrecken. „Sie sagen mir, daß Sie selten in Gesellschaft gehen,“ hub er nach einer Weile an, „ich finde das ganz erklärlich; wer, wie Sie, die Liebe für die Studien besitzt, den langweilen die immer wiederkehrenden Nichtigkei-

ten, denen man in unsern geschmückten Sälen begegnet. Ich kann Ihnen versichern, theurer Graf, daß ich eben so denke, und es ist nicht meine Wahl, wenn Sie mich immer auf der Straße oder auf dem Felde sehen. Sehr frühe hat man mich für brauchbar erklärt, und das ist mein Unglück gewesen, denn man hat mir wenig Zeit gelassen, an meiner Fortbildung als denkendes Individuum zu arbeiten. Mein höchster Ruhm ist, eine gehorsame Maschine zu sein und das ist ein grausames Loos. Sie, mein jugendlicher Freund, haben klug dieses drohende Mißgeschick vorausgesehen, und ich muß Sie deshalb loben.“

Ich erwiederte etwas Gleichgültiges, und er stand auf, um meinen Bücherschatz zu mustern. „Horaz,“ rief er, indem er einen dicken Band hervorzog, „ist mir als Dichter zu kalt. Er trifft nirgends unmittelbar die Seite der Empfindung, aber als Philosophen für die Welt nehme

ich ihn mir unbedingt zum Muster. Nirgends fand ich noch für den Umgang mit Menschen so unzweideutige und gesunde Maximen. Seine Epistel an Collius ist noch jetzt immer die trefflichste Verhaltensregel für den Höfling. — Livius, — Sallust; — mein Muster ist Tacitus. Wie weit sind wir Moderne noch von der wahren Weise entfernt, wie man Geschichte schreiben muß! Wie erbärmlich geht man zu Werke, als müßte nothwendig immer nur von den hundert funfzig Leuten die Rede sein, die oft sehr uneigentlich und unwahr die Namen Könige, Kaiser, Päpste, Feldherren und Minister führten. Ich glaube vorauszusehen, daß man schon nach funfzig Jahren etwas Anderes und Besseres in unsern Geschichtsbüchern finden wird.“ „Und was denn?“ fragte ich etwas kleinlaut. — „Das Leben, das unmittelbare Leben,“ erwiderte er, „oder wenn Sie es anders nennen wollen, das Volk. Es ist keine Seele in den Puppen —; ich will von dem

Geschichtsforscher, daß er nur seine Zeit organisch gebildet, als Pflanze, eigenthümlich durch die Bedingnisse des Bodens, der Luft hervorgerufen zeige. So fühle ich, kann man Geschichte schreiben, und warum thut man es nicht? Warum langweilt man uns durch die Erzählung von Friedensschlüssen und Schlachten, die unter sich wenig oder gar keine Verbindung haben, als — daß sie im Buche an einander geheftete Blätter sind.“

„Ich wußte nicht, daß Sie Philosoph sind, Herr Graf,“ sagte ich halb verwundert, halb lächelnd. Er scherzte über meine Bemerkung, und nach einer Weile entfernte er sich. Als ich mich allein fand, gab ich mich dem Eindruck seiner Worte hin. Sie beschäftigten mich lange und ernsthaft. Ich hatte früher noch nie geahnt, daß man aus einem alten Autor, wie Horaz, eine unmittelbar auf's Leben anwendbare Beziehung herausfinden könne. Ebenso neu war mir die Ansicht von der Geschichte und ihrer Auffas-

sung. Daß ein eleganter Weltmann die klassischen Schriften so genau kannte, war für jene Zeit schon auffallend genug; daß er sie aber noch gar in lebendiges Fleisch und Blut zu verwandeln verstand, gehörte zu den wunderbaren Erscheinungen, und der sächsische Achill wurde mir jetzt ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses. Ich suchte ihn auf und trug ihm auf eine noch immer etwas scheue Weise meine jugendliche Freundschaft an. Wir fanden uns nun öfters zusammen und unser Gespräch betraf fast immer das Studium und die Wissenschaften. Achill, (ich will ihn von jetzt an so nennen,) zeigte sich immer gleich. Er war unermülich, das dürre Feld des Schulwissens mittelst des Zauberstabs seiner Phantasie und seiner Weltkenntniß mit lebendigen Gestalten zu bevölkern. Er kam meinem jugendlichen Drange nach Ideen entgegen; er zeigte mir die glänzende Bühne der Welt, nicht als ein ärmliches Marionettentheater, wo bemalte Pupp-

pen ihre dürftigen, unverständigen Bewegungen machen, sondern bestimmt, um ein großes herrliches Geschichtsdrama, vollendet und bis in die kleinsten Details hinein motivirt und verknüpft, darzustellen. Achill's Charakter kannten nur Wenige; man wußte nur, daß er tapfer, schön und den Frauen gefährlich war; hätte man in seine Seele schauen können, so wären die eigentlichen, gefahrdrohenden Kräfte nicht verborgen geblieben: diese bestanden in einem scharfen, durchdringenden Geiste und einem völlig vorurtheilsfreien Blicke.

Meine Bücher wurden mir jetzt von neuem lieb, allein Achill duldet es nicht, daß ich mich bei ihnen einschloß. Er hatte so viel Gewalt über mich gewonnen, daß ich ihm willenlos folgte, wohin er zu führen mich für gut fand, und dieses war — in die Kreise der Frauen. „Es ist kein Zweifel,“ sagte er mir, „daß die Gräfin Cosel Ihnen feindlich gesinnt ist, sie hat den König

ebenfalls gleichgültig gegen Sie gestimmt, aber das Alles darf Sie nicht abhalten, sich hier eine Existenz, so gut es gehen will, zu verschaffen. Hier haben wir es mit lauter Weibern zu thun; ist die eine uns entgegen, so muß deren Feindin uns nothwendig gewogen sein. Haben Sie denn bis jetzt kein Gesicht, kein Gespräch gefunden, das Sie interessirt?“ —

„Doch“ — entgegnete ich lächelnd, „an jenem Abende bei der Cosel, von dem ich mit Ihnen schon öfters gesprochen habe, saß ich neben einer Frau, die groß, schön und, wie es mir schien, von einem sonderbaren, muthwilligen Charakter war.“

„Beschreiben Sie sie mir etwas genauer.“

Ich beschrieb ihm meine Tischgenossen, allein er schüttelte den Kopf und behauptete, in ganz Dresden kein solches Wesen zu kennen. Wir stritten uns noch eine Weile und gingen dann zusammen in eine glänzende Gesellschaft mit der Absicht, meine Unbekannte zu finden, doch sie

war nicht da. Ich suchte jetzt angelegentlich nach ihr, aber immer vergeblich. Endlich nahm sich der Zufall meiner an.

An einem Morgen kommt mein getreuer Georg mit schlecht unterdrücktem Lachen in mein Zimmer und meldet mir einen Besuch. „Wie heißt der Herr?“ fragte ich. Georg plakte jetzt in lautes Lachen aus und will mir den Namen nicht sagen; endlich, da ich unwillig werde, nennt er mir den Herrn von der Käfernburg. — „Ist denn der Name so lächerlich?“ — „Das gerade nicht, gnädigster Herr,“ entgegnete mein Jocrisse noch immer lachend, „allein es ist gar zu komisch, daß der Herr selbst wie ein Käfer aussieht. Er ist braun, hat dünne Beine, eine große krumme Nase und Augen — gerade wie ein tüchtiger Hornkäfer sie haben muß.“ — „Still!“ rief ich, besorgt, das Original erführe etwas von der Copie; — „führe ihn herein!“

Meine Bekanntschaft von jenem Abende trat

in's Zimmer. Wir begrüßten uns auf die ceremoniöseste Weise und der Herr Graf fand für gut, sehr bald auf den Gegenstand seines Besuches überzugehen. Er zog ein Buch aus der Tasche und zeigte mir, sehr fleißig ausgemalt, mein Wappen. Er entfaltete auch einen Stammbaum, auf dem er nachwies, daß die Käfernburge mit den Sylvans durch Nebenlinien in Verwandtschaft getreten. Wir standen bei diesem glänzenden Resultate unsrer Forschung beide auf und verbeugten uns gegen einander, so daß die Locken unsrer gepuderten und frisirten Köpfe sich berührten, dann setzten wir uns wieder und verfolgten das Gezweige unsrer Stammbäume noch höher hinauf. Da fand sich's, daß ich mit fast allen sächsischen Familien die Ehre hatte verwandt zu sein. Neues Aufstehen, neue Umarmung. „Ich wußte es,“ sagte der Kleine, indem er eine ungeheure Prise in seine Papagaiennase schob, „daß in Ihnen das uralte Blut

der Käfernburge wallte, mir sagte es eine Simpathie; Sie glauben doch an Simpathie?" — Er ging jetzt auf seinen zweiten Lieblingsgegenstand, auf den Gespensterglauben, über. „Ich hoffe, daß Sie in Ihrem Schlosse auch eine weiße Frau haben; Sie müßten denn nicht zu dem alten Grafenhause gehören?" Ich bejahte es, und der Graf von der Käfernburg nahm jetzt beruhigt Abschied. Aber er hatte noch etwas Wichtiges vergessen; er machte mich darauf aufmerksam, daß meine drei Kammerlakaien einen gelben Rock mit einer dunkelblauen Einfassung trügen; diese Farbe war wappenwidrig, es mußte himmelblau sein. Ich versprach, auf das schnellste dieses Versehen abzustellen. Er lächelte befriedigt und bat mich mit einer huldreichen Miene, ihm meinen Besuch zu schenken. „Ich lebe sehr einsam" sagte er; „mein Umgang ist einzig und allein auf Se. Majestät den König beschränkt. Die Formen des heutigen Adels gefallen mir nicht.

Meine Nichte lebt bei mir und unterhält meine düstern Stunden durch ein kunstreiches Spiel auf der Theorbe. Das ist ein altes, wenn man so sagen darf, adeliges Instrument. Seit der Invasion der Polen ist ein Ding, das sie Guitarre nennen, Mode geworden, allein meine Nichte spielt die Theorbe.“ Ich begleitete den Grafen bis an die Thüre und wollte noch weiter dringen, doch er stieß mich unwillig zurück, indem er mit starker Stimme rief: „Vergessen Sie nicht, daß Sie früher Reichsunmittelbar waren, und daß keiner der Käfernburge es leiden wird, daß ein Saint-Sylvan ihn bis in's Vorgemach geleite. — Ich mußte zurück bleiben.

Auf meinem Tische hatte der Graf zum Behufe meines Selbststudiums einige Adelslexica und Turnirbücher nachgelassen. Ich schlug Perchius de Dürnstein auf und blätterte zerstreut darin. Ein Duft von Weihrauch drang mir entgegen, und ich besann mich darauf, daß der Graf katholisch

war. Ich fühlte nicht die mindeste Lust, die Bekanntschaft der Nichte und ihrer Theorbe zu machen. Indem ich das Buch wieder zuschlug, flog ein feines Blättchen Papier heraus, eng beschrieben und, wie es schien, von einer weiblichen Hand. Meine Aufmerksamkeit erwachte, ich nahm es und las in französischer Sprache folgende Zeilen:

„Mein Engel! ich habe gestern eine anziehende Bekanntschaft gemacht. Denke Dir einen jungen Mann von zwanzig Jahren, unerfahren, blühend, gesund und mit Augen von kristallheller Frische. Seine Stirne ist nicht übertrieben hoch, die Nase fein und an der Spitze gehoben, der Mund nicht klein, aber die schönsten Lippen und die glänzendsten Zähne. Sein Wuchs ist nicht groß, aber kräftig, ohne dabei unzierlich zu sein. Schöne Hände und kleine Füße. Du siehst, ich habe mir ihn sehr genau betrachtet, und ich wünschte, daß er Dir eben so lebhaft vor der

Phantasie stände, wie mir. Es war, wie gewöhnlich, ein kleiner cercle; die Cosel war übler Laune, die übrigen Gäste langweilten mich; da trat er herein, und von dem Augenblicke an hatte ich etwas zu sehen und zu beobachten. Er muß meine Blicke bemerkt haben; allein er trat keinen Schritt mir entgegen, und ich mußte ihn gleichsam zwingen, mir bei Tafel Gesellschaft zu leisten. Trotz seiner Schweigsamkeit und Befangenheit hatte er etwas, was mir imponirte, und ich wette, daß er Geist jusqu'au bout des angles hat. Er ist mit seinem Vater in die Stadt gekommen, um hier employirt zu werden; es ist jetzt die Jahreszeit, wo die alten Bären ihre Jungen zu Markte führen. Er steckte in der lächerlichsten Kleidung von der Welt; sein braunes Haar sträubte sich gegen den ungewohnten Puder und fiel zum Theil in natürlichen Locken auf die Schulter. Ich ärgerte mich, daß man heimlich über ihn lachte; diese hohlen, abgelebten

Burschen verhielten sich gegen meinen kleinen Landmann wie die Pappfiguren in einer Weihnachtsbude zu dem heiligen Johannes von Raphael. Der Vater hat der Cosel auf den Fuß getreten, und zwar so gewaltsam, daß sie beinahe zu einer fausse couche gebracht wurde; natürlich darf Niemand jetzt den Namen weder des Vaters noch des Sohnes vor ihr aussprechen. Beide sind in Ungnade. — Morgen, mein Engel, reise ich mit der Königin; wir werden Monate lang getrennt sein, aber unsre Liebe wird nichts darüber verlieren. Es umarmt Dich Deine

Polyxena."

Ich hatte den Brief nicht ohne lebhafteste Bewegung zu Ende gebracht, faltete ihn jetzt zusammen und steckte ihn zu mir. Nie hätte ich ahnen können, daß die Stammbäume des ehrlichen Dürnstein eine so süße Frucht für mich tragen würden. Obgleich ich abwechselnd im Briefe mit einem jungen Bären und mit dem Johannes von

Raphael verglichen wurde, fand dabei meine Eigenliebe doch ihre Rechnung. Der Stil zog mich an; er war capriziös, nachlässig und dabei anmuthig; ich sah die schöne, hohe Gestalt wieder vor mir, deren blitzendes Auge auf mich gerichtet blieb, und um deren Lippen Schalkhaftigkeit und Muthwille spielten. Jetzt konnte ich mir erklären, warum ich sie nicht gefunden; vielleicht war der Tag nahe, wo sie zurückkam; ich hoffte es wenigstens und entschloß mich, sobald als möglich zu dem edlen Grafen von der Käfernburg zu gehen. —

„Geliebte Marie! Dein Schatten umschwebt mich jetzt, da ich zum ersten Male in diesen Denkwürdigkeiten Deinen Namen hinschreibe. Geist der Liebe! reinsten Frauenengel! lächle mir zu, daß der Schmerz mich nicht erfasse, jetzt, da ich die Tage der Jugend und des Glückes

beschreiben will, die Tage unsrer Liebe. Wer du auch seiest, später Leser, reiche mir über die Kluft des Jahrhunderts die Hand! fühle mit mir, und lese mit einer andächtigen Scheu die wenigen Zeilen, in denen Dir verkündet wird, wie glücklich ein Herz war, das jetzt längst in Staub verwest ist. Hätte der Himmel mich zum Dichter erschaffen, so müßte dieser Theil meiner Memoiren ein schönes Gedicht sein, denn die Doppelsonne der Jugend und der Liebe strahlte über meinem Haupte. — Ich bin jetzt alt, meinen Scheitel deckt Silberhaar, aber jene Sonne wärmt noch mein Inneres. So ist es denn wahr, daß eine heilige, keusche Jugendliebe der rettende Engel unsers Daseins ist; daß unser ganzes späteres Leben eine anbetende Kniebeugung vor jenem heiligen Momente ist, in dem zwei für einander bestimmte Seelen ihr ernstes Begegnen feiern. —

Was soll ich von Dir sagen, Marie? Wird
St. Sylvan. I.

es mir gelingen, Dein einfach, innig Wesen zu schildern? Wärest Du mit strahlender Schönheit geschmückt, so könnte ein reiches, blendendes Gemälde Dich wiedergeben, — aber Deine Schönheit besteht in jenem stillen, unbeschreibbaren Reize, der wie der Duft der Blumen auf die Sinne, so den unmittelbaren Aushauch von Liebe auf die Seele wirkt. Keine Bewegung, kein Blick Deines Auges läßt sich so malen, wie ihn die Empfindung aufnahm, und wie er, gleich Musik, lange in der aufhorchenden Seele nachtönte. Immer wieder zogst Du Sinne und Gedanken nach Dir so leise und doch so unwiderstehlich, wie die weiche Welle des Stromes den Kahn des Fischers. In Deiner holden, sanften Miene lag nichts von Ueberraschung und Leidenschaft: aber hatte man in Dein Auge gesehen, so legte sich ein stiller Friede auf das Herz, wie wenn der Wandrer den späten Mond über das Gebirge herein schimmern sieht. Er wirft sich

ihm zu eigen und vertraut seinen nächtlichen Weg seinem klaren, milden Lichte. Erst lange, lange nachher, da ich Dich nicht mehr sah, wußte ich, daß ich Dich liebte, Maria; in Deiner Nähe hatte ich nur das Gefühl, daß mir nichts fehlte. Die Erhöhung und Vergeistigung meines ganzen Wesens nahm ich hin, als etwas, das so sein mußte; erst als ich Dich nicht mehr sah, verarmte ich plötzlich, und ich wußte nun, was ich Dir schuldete. —

Geschwägiges Herz eines Greises! Wie seltsam klingt Deine Sprache zu dem muntern Geräusch jener Tage! Ich will meine Jugend malen, und da ich an deren Blüthe, die Liebe, komme, entsinkt mir die Feder, und ich stammele berauscht Märchen der Erinnerung. Fasse Dich, Herz! Ein wenig Trunkenheit steht Dir wohl an, dann aber stelle klug und besonnen Stein an Stein zusammen, daß der Tempel erbaut werde, in dem des Mannes Gottheit, die

Ehre, thronet. Ich habe in einem stillen Haine den Frühgottesdienst gefeiert, den Dienst der Liebe, aber unaufhaltsam steigt der Tag, und strenge Pflichten sind es, die uns rufen.

Nach diesem Ausruf und Gebet gleichsam wird es mir nun leicht, in einfacher Schilderung dem Leser den Verlauf meines Bekanntwerdens mit Marien zu geben. Ich sah sie beim Oheim, und da dieser seltsame Alte, wie er mir gesagt, wirklich in steter Einsamkeit lebte, war ich oft ganze Abende mit der Richte allein. Ich Thor hatte ihr Spiel bespöttelt, und Niemand konnte so reizend wie sie das alterthümliche Instrument beleben. Es wurde eine Waffe mehr, um mich zu besiegen. Wir lasen abwechselnd dem Oheim aus seinen Adelsbüchern vor, und diese geistlose Lektüre, in der tausend mich heftig anwidernde Narrheiten vorkamen, wurde für mich eine so

anziehende Beschäftigung, daß ich tagelang vorher mich darauf freute.

Eines Abends, als ich früher wie gewöhnlich in die Stube trat, fand ich in dem Scheine des goldnen Abendlichts auf den Polstern hingestreckt die schöne Gestalt liegen, die sich meiner Phantasie so lebhaft eingepägt hatte. Es war Polyxena, eine Jugendfreundin Maria's. Wir erneuerten unsre Bekanntschaft, und sie wünschte mir mit demselben muntern Tone Glück zu meinem veränderten Anzuge und Ansehen, wie sie damals über beides gespottet hatte.

Beide Mädchen, ihrer Natur nach gänzlich verschieden, bildeten zusammen ein Ganzes anmuthiger und fesselnder Weiblichkeit. Maria war blond, klein und von einem äußerst zarten Körperbau; Polyxena groß, von dunkeln Augen und lebhaft gefärbten Wangen. In allen ihren Bewegungen rasch, entschieden, zeigte sich in großer Reizbarkeit und wechselnder Laune die verzärtelte

Schöne, die zu gefallen strebt, ohne selbst gefes-
selt sein zu wollen. Alles wurde in ihren reizenden
Händen zum Spielwerke; weder Freund
noch Feind war sicher vor den Geschossen ihrer
Laune und den endlosen Beziehungen witziger
Neckerei. Am frivolen Hofe August's erzogen,
beständig in der Nähe seiner Favoritin, hatte sie
in ihren Sitten einen grenzenlosen Abandon ange-
nommen. Wer sie nicht genauer kannte, hielt sie
für eine gefällige Schöne in der vornehmen fran-
zösischen Manier; allein ein Beweis ihrer Klug-
heit oder ihrer guten Grundsätze war, daß sie
Anträge des Königs zurückgewiesen hatte. Man
sagte, daß sie es gethan, um die allgewaltige
Frau von Cosel nicht vom Throne zu stoßen und
sich der grenzenlosen Verfolgungssucht dieser ge-
fürchteten Favorite auszusetzen; doch lag in
Polyxena's Wesen etwas, das dieser Voraussetzung
widersprach. Es war schwer, einen freimüthigern
und selbst kühnern weiblichen Charakter zu finden,

als sie ihn an den Tag legte. Man sah sie jedem Vorurtheile trotzen und jeder Meinung, die ihr nicht behagte, offen den Krieg zu erklären. Als Hofdame der Königin genoß sie nur eines geringen Ansehens, aber eines desto bessern Rufes. Alles, was diese Fürstin umgab, hielt die öffentliche Stimme für tugendhaft und langweilig; was zum Umgang der Favorite gehörte, für boshaft und intriguant; und was dem König gefiel, für sinnlich und ausgelassen. In allen diesen drei Regionen suchte Polyxena Boden zu fassen, in alle drei Richtungen ging sie nur in so weit ein, als es ihr Vergnügen machte und es nöthig war, um ein Extrem zu vermeiden.

Ich will es versuchen, einen der Abende, wie wir sie mit geringer Veränderung fast das ganze Jahr hindurch mit einander zubrachten, näher zu beschreiben. Der Oheim hatte, wie er mir gesagt, wirklich äußerst wenigen Umgang. Ein Theil der Gesellschaft war ihm zu frivol, ein

andrer hielt wegen des Adels nicht die Probe, ein dritter überstieg die sehr mäßige Höhe von Kenntnissen und Lebensansichten des Grafen von der Käfernburg so bedeutend, daß an keinen fortgesetzten Gedankentausch zu denken war. Wir waren also allein. Ich saß zwischen den beiden Mädchen, von denen Polyxena sich mit dem Papagai beschäftigte und Maria mit einer Handarbeit; der Oheim stand am Kamine und wärmte sich, indem er von Zeit zu Zeit seine Dose mit Geräusch öffnete und eine Prise nahm. Er sah mich eine lange Weile an und sagte dann lächelnd: „Sonderbar! wer sollte in Ihnen, lieber Graf, einen Abkömmling jener alten, räuberischen Ritter sehen, die der gemeine Pöbel die „Waldteufel“ nannte? Ha, ha! die Sache ist nicht aus der Luft gegriffen. Sie heißen in den alten Urkunden Sylvanus, Sylvanus atrox — Waldgott — im Sprachgebrauch der niedern Klassen — Waldteufel! ho, ho! Sie sollten sich Graf

Waldteufel nennen, so wie wir Grafen Mantteufel haben. Das „Saint“ ist eine französische Verstümmelung, so wie wir in diesen Tagen durch die Aufhebung des Edikts von Nantes manchem deutschen oder lateinischen Namen eine französische Silbe anfliegen sehen, wie eine Mücke auf eine Nase.“

„Florus,“ nahm Polyxena das Wort, die sich gewöhnt hatte, mich, wenn wir allein waren, bei meinem Taufnamen zu nennen, „geht jetzt in die Welt, und darum sein modisches Wesen.“

„Ich begreife,“ sagte der Oheim; „in meiner Jugend machte ich es eben so; allein—offen gestanden, junger Herr, was finden Sie besonderes an unsern Gesellschaften? Lassen Sie uns einmal ein vertrauliches Wort sprechen. Sie sehen da den Feldmarschall, Grafen Flemming, einen Mann voll eingebildeter Verdienste, einen prahlerischen und geschwätzigen Großen, einen unermüdlchen Zänker und Rechthaber; Sie

sehen den Grafen Bixthum, den Liebling und das Faktotum seines Königs. Haben Sie je bemerkt, daß eine ernsthafteste Miene in dem Gesichte dieses Mannes Platz finde? Immer Lächeln, immer Gehorsam und Bereitwilligkeit, und hinter'm Rücken die kleinlichste Ränkespinnerei, der maasloseste Eigennuß; ich will nicht einmal berühren, daß Beider Grafenkrone noch sehr jung ist und ein Machwerk des Reichsvikariats unsers Königs. Sie finden da ferner einen Minister, der den unbegreiflichen und lächerlichen Stolz hat, sich mit einer Thatsache zu brüsten, die ihm so wenig Ehre macht. Sie kennen ohne Zweifel die Geschichte der Frau von Cosel? Sie war, was man eine tugendhafte Frau nennt, die, bescheiden auf dem Lande lebend, ihren Pflichten auf's beste nachkam. Da fällt es dem Minister, ihrem Manne, ein, den man betrunken gemacht hat, zu behaupten, seine Frau sei die schönste Dame in ganz Sachsen. Der König sieht das für eine Auf-

forderung seiner Unfehlbarkeit an und befiehlt dem Statthalter von Fürstenberg, dem Manne eine Wette anzubieten von tausend Dukaten, die dem Minister ausgezahlt werden sollen, wenn sich fände, daß die Frau wirklich so schön sei, als der Mann geprahlt. Was geschieht? Die Dame muß zur Stadt und an den Hof. Sie ist wirklich schön, die tausend Dukaten werden gezahlt, und Madame Hoym hört auf, eine Frau zu sein, die tugendhaft und auf dem Lande lebt. Statt ihrer kommt eine Reichsgräfin Cosel zum Vorschein, ein Teufel — was Intrigue, Puzsucht und Libertinage betrifft. Was glauben Sie, daß der Palast kostet, in dem sie jetzt wohnt? allein fünfmal hundert tausend Thaler für das Ameublement. Zu meiner Zeit durfte eine Maitresse nicht mehr kosten, wie ein Reitpferd. Es ist ein adeliges Vergnügen, wie jedes andere; ich sehe nicht ein, warum man dafür den Preis so übermäßig erhöhen soll. Das ist eine von den neuen

französischen Moden. Aber das ist eine Sache für sich. Sie finden ferner einen Herrn von Bellmann, einen gemeinen, pöbelhaften Menschen, der sich vom Stallknecht bis zu einem Großen des Hofes aufgeschwungen; ferner einen Grafen Covenzel, dem der König eine jährliche Rente von sechs tausend Thalern bezahlt, lediglich, damit er sein kurzes Gedächtniß behalte, und sich nicht erinnere, eine junge, hübsche Frau zu haben. Sie finden einen Finanzminister, der die Pächter ausfaugt, um die verwachsene Schulter seiner Frau mit Brillanten zu bedecken. Sie finden endlich ruinirte Spieler, Verschwender, die fürstliche Titel führen und das Brod, das sie essen, schuldig bleiben; Väter, die ihre Töchter für einen Orden ausbieten; landstreichende Messalinen und unbefannte Bastarde. — Das alles macht jetzt die Hofgesellschaft aus. Mit diesen Leuten sitzt man an einem Spieltische zusammen, man leert mit ihnen ein Glas, man läßt sich's an

einer Tafel mit ihnen wohl schmecken. Die Frage: wer ist der Mann? wer waren seine Vorfahren? von wo stammt die Familie? gehört zu den veralteten, pedantischen. Man muß immer Miene machen, als wäre man in der allerbesten Gesellschaft, und doch ist man überzeugt, es mit einem verlaufenen polnischen Schneider oder einem französischen Haarfräusler zu thun zu haben. Habe ich nun Recht, wenn ich Sie frage: was finden Sie in dieser Gesellschaft?"

Ueber diese boshafte Invective des Alten war es dunkel geworden; die große Lampe im Familienzimmer wurde angezündet, und Marie nahm die Laute, um eines der sanften Lieder vorzutragen, in denen sie Meisterin war. Nach einer Weile schlummerte der Oheim, und ich blieb mit den Mädchen allein. „Ist es denn wahr?“ fragte Polyxena, indem sie sich dabei mit dem ihr eigenthümlichen Lächeln zu mir beugte, „daß

Sie die Welt und die großen Gesellschaften so lieben?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte ich mit offener Miene; „ich bin in Einsamkeit und Stille erzogen worden, und besitze daher keines der Talente, die Frauen unterhalten und Männer anziehen können.“

„Und welches sind diese Talente?“ fragte Polyrena.

„Soll ich Ihnen das erklären?“ antwortete ich zerstreut, indem ich auf den seelenvollen Gesang Maria's lauschte. „Mich dünkt, ein Mann ist schon übel genug daran, wenn er eingesteht, daß er sich nicht im Stande fühle, einer Frau Interesse einzufloßen.“

„Das ist eine Unwahrheit,“ rief sie lebhaft; „Sie wissen recht gut, daß Sie gefallen. Seien Sie um's Himmels willen immer wahr, Florus!“

„Nun denn,“ sagte ich erröthend; „ich

wünsche nicht zu gefallen, der Ausdruck war übel gewählt, — ich wünsche geliebt zu sein.“

„Da fragt sich's, ob Sie auch lieben können; haben Sie nie geliebt in Ihrem Leben?“

Bei dieser Frage, die dem stürmischen, offenen Wesen Polyxena's so ähnlich sah, stimmte Maria ihr Spiel unmerklich herab. Ihre Finger gingen so leise über die Saiten, daß ich deutlich merkte, sie wolle meine Antwort nicht überhören. Diese Zeichen ihrer Neugier machten mein Herz erbeben. Ich fürchtete, mich zu verrathen und antwortete daher schnell: „Urtheilen Sie selbst, Polyxena, ob das Liebe ist, was ich ihnen eben schildern will. Ich malte ihr jetzt, ziemlich treu nach der Natur, mein Verhältniß mit Bertraden, unsre einsamen Gespräche, unsre stundenlangen Erörterungen. Beide Mädchen hörten zu; es schien ihnen jedes Wort, jede Wendung neu zu sein, und als ich geendet hatte, entstand eine lange Pause. „Das ist Liebe,“ sagte Maria

und lehnte ihr Haupt sanft auf die Schulter.
„Das ist nicht Liebe,“ rief Polyxena und sah mich mit lebhaften Augen an.

„Wie? Du willst diese sanfte Vereinigung der Herzen und Gedanken nicht Liebe nennen?“ fragte Maria verwundert; „dann kennst Du Liebe nicht.“

„Dann kennst Du sie nicht,“ rief Polyxena.
„So liebt man ein Buch, eine Laute, eine schöne Gegend, einen hübschen Traum, aber nicht den Geliebten.“ —

„Ich würde mich beglückt fühlen, wenn ich mit dem Manne meiner Wahl durch jene Seelenharmonie verbunden wäre, die alle Leidenschaftlichkeit und allen Wechsel ausschließt. Was bedarf man mehr, als das Bewußtsein in stiller Brust, daß man sich versteht und treu bleibt? — Sie griff wieder zu ihrer Laute und spielte weiter. Polyxena umschloß sie, beugte sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

In dem seelenvollen Auge Maria's lag ein so himmlischer Ausdruck von Güte und Unschuld, daß ich unwillkürlich zu ihren Füßen stürzte und in Thränen ausbrach. Es war dieses nichts Ungewöhnliches. Beide Mädchen wußten, daß es in meiner leidenschaftlichen Weise lag, dem Andrang des Gefühls rücksichtslos mich hinzugeben. „Spielen Sie nicht mehr!“ sagte ich zu Maria, „wenn Sie nicht wollen, daß ich mich in Thränen auflösen soll. Ach, warum haben Sie all' diese Geister in mir aufbeschworen!“ Sie ließ die Laute sinken, und ihre Hand ruhte mit einer schwesterlichen Theilnahme auf meinem Haupte, indem sie mir die Locken aus der Stirn strich.

„Du verderbst ihn,“ sagte Polyxena achselzuckend, „Du machst ein gar zu weichherziges Geschöpf aus ihm.“

„Und Du möchtest gerne einen Spötter aus ihm ziehen,“ entgegnete Maria. „Aber ich versichere Dich, er wird nie in die Reihen jener

jungen, ausgelassenen Herren treten, die Dich mit ihren Zudringlichkeiten belagern, und deren Geschmack und Sitten auf gleiche Weise verdorben sind.“

„Ich behaupte nichts weiter,“ rief Polyxena mit einem spöttischen Lächeln, „als daß er nicht immer zu unsern Füßen liegen wird; daß wir ihn bald verlieren werden, und daß es für eine männliche Treue schon genug ist, einen ganzen Winter mit uns ausgedauert zu haben.“

Maria blickte mich fragend an, und als sie mich lächeln sah, wandte sie sich erröthend ab. „Liebe Schwester!“ rief ich, „Sie geben sich allerdings zu viel Mühe um mich; es wird, fürchte ich, ganz vergeblich sein, mich jetzt noch erziehen zu wollen. Die Verhältnisse mehr noch, als mein eigener Geschmack, haben jedoch schon für Polyxena's Meinung entschieden. Ich muß die Welt aufsuchen, denn ich bedarf ihrer. Glau-

ben Sie mir, Maria, es wird mir schwer genug; die Erziehung, die ich genossen, hat einen trauermerischen Zwang zur Einsamkeit in mir genährt; ich könnte Tage, Wochen lang mich einschließen und meinem Lieblingsgedanken nachhängen. Es bedarf gewaltsamer Mittel, um mich mit den fremden Gesichtern, die mich anwidern und den Urtheilen und Meinungen, die zu mir keine Beziehung haben, bekannt zu machen. Sie werden finden, daß zu dem Lebensberuf, den ich mir gewählt, nichts schlimmer paßt, als gerade diese schüchterne Weichlichkeit, in der Sie mich bestärken, Maria! und aus der Sie mich herausreißen wollen, Polyxena!“

Maria sah mich mit einem wehmüthigen Blick an, ohne zu antworten, und Polyxena reichte mir triumphirend die Hand. Zufrieden, diesen Sieg über ihre Freundin davon getragen zu haben, beschäftigte sie sich für den Rest des Abends nicht

weiter mit uns, sondern setzte sich zum wiedererwachten Oheim und sprach mit ihm. Maria und ich rückten näher zusammen, und sie gab mir die Laute, um die einfache Begleitung darauf zu spielen, die sie mich gelehrt, während sie selbst sang. Diese Musikstunde hatte etwas eigenthümlich Fesselndes für mich. Meine völlige Talentlosigkeit für Alles, was Tact und Melodie hieß; meine Ungeduld, dennoch etwas davon begreifen und mir aneignen zu wollen; der Eifer, mit dem ich meine falschen Griffe that und dadurch das Ohr meiner jungen Leserin zerriß; die zornigen Blicke Polyxena's und das laute Lachen des Oheims, Alles zusammen machte eine ergötzliche Scene, die immer mit einer Erklärung beider Mädchen endigte, daß ich für die Musik ein Mal für alle Mal verdorben sei. Heute aber, da ich Maria nicht aufgelegt sah zu scherzen, gab ich mir alle ersinnliche Mühe, die paar Noten, die ich zu greifen hatte, richtig hervor zu bringen,

und sie gelangen mir auch zum Verwundern. Als das Lied zu Ende war, war ich roth vor Anstrengung, und schöpfte erst wieder Athem, als die letzten melodischen Klänge über die Lippen der Sängerin glitten. Sie sah mich verwundert an und sagte leise: „Heute haben Sie einmal richtig gespielt.“

Ich blickte mit einem verlegenen Lächeln auf meine Hand. In der Anstrengung des Spiels hatte ich mir die scharfe Spitze einer Schraube am Griffbrett in den Finger gedrückt und dieser blutete heftig. Sie schnitt eilig von dem Bande der Laute ein Stück ab und knüpfte es um den verwundeten Finger. Während meine Hand in ihrem Schooße ruhte und sie sich herabbeugte, wagte ich es, leise meinen andern Arm um ihre schlanke Taille zu schlingen und sie kaum merklich an mich zu ziehen. Sie blickte nicht auf, und ich wollte ihr zuflüstern, daß ich bereit sei,

für Sie mein Blut und mein Leben hinzugeben,
aber von dieser ritterlichen Erklärung kam nichts
als der Name: „Maria“ — zu Stande.

Die köstlichen Stunden des Abends erreichten
ihr Ende, und ich entfernte mich, mehr wie
jemals erfüllt von dem Bilde meiner Göttin. —

Ich gelangte wieder zu Gnaden. — Umstände, die hierzu beitrugen.

Der Haß der Favorite gegen mich war zu einem solchen Grade gestiegen, daß ich mich gegen Ende des Jahres aus allen Kreisen verbannt sah, wo ihr gewaltiger Name hin reichte. Man rieth mir, Dresden zu verlassen und anderswo mein Glück zu suchen, das hier ewig mir den Rücken zuehren werde. Aber gerade zum Troß blieb ich jezt; ich wollte sehen, wie weit die Laune einer Frau gehen könne. Der König war abwesend zu einem Reichstage in Polen; Frau von Cosel benutzte diese Zeit, um sich etwas Freiheit zu verschaffen. Ich erfuhr erst jezt, daß Achill von ihr begünstigt wurde. Er selbst vermied, mit mir über seine Liebesabenteuer zu sprechen,

und ich hatte die Vorsicht, ihn nie zu erkennen, wenn ich ihn oft in der Nähe von Gärten oder in dunkeln Straßen, in seinen Mantel gehüllt, herum schleichen sah. Ein früherer Liebling, ein Schweizer von Geburt und ein Maltheserritter, war feinetwegen verabschiedet worden, und deshalb erbittert und auf Rache sinnend. Er nahm sie auf eine sehr unedle Weise. Am Palaste der Gräfin stellte er sich am wohlbekanntem verstecktem Ausgange nächtlicher Weise auf und überfiel seinen Nebenbuhler, als dieser, nichts ahnend und unbewaffnet, heraustrat. Das Glück wollte, daß ich, eben aus der französischen Comödie kommend, mit meinem getreuen Dupré und Georg, der uns eine Fackel vortrug, die Seilerstraße einschlug, und, durch den nächtlichen Lärm aufmerksam gemacht, eilig den Streitenden mich näherte. Achill rief mich an; ich sah ihn von fünf verhüllten Männern angefallen, die mit Degen und Stöcken auf ihn eindrangen. Sogleich entblößten

auch wir unsere Waffen; leider waren diese nur die gewöhnlichen schwachen Brunt-Degen, wie die französische Mode sie damals eingeführt hatte, dennoch leisteten sie uns gute Dienste. Georg that das Seinige und schlug mit einem derben Prügel tapfer auf seine Leute los, von denen bald drei entliefen, und zwei, hart getroffen, in unserer Gewalt zurückblieben. Der Eine war ein Prinz von Barby, der Andere ein junger Pole; beide zwei ausgelassene Raufbolde und Wüstlinge. Dadurch, daß Dupré ihnen die Masken abriß, erkannte ich sie, denn sie waren in die Livree ihrer eigenen Bedienten gehüllt.

Der Vorfall machte kein Aufsehen, denn sämtlichen Theilnehmern lag daran, ihn geheim zu halten; dessen ungeachtet erfuhr ihn der Statthalter, ein erbitterter Feind der Reichsgräfin. Achill, der in der rechten Schulter eine gefährliche Wunde erhalten, wurde in meine Wohnung

gebracht und auf's beste verbunden und gepflegt. Frau von Cosel, der man gesagt hatte, er sei ermordet, fiel von einer Ohnmacht in die andere, und erst, als sie die genaueste Nachricht von seiner Lage erhalten, kehrte sie ins Leben zurück. Die allernächste Folge dieses Abenteuers war für mich eine glänzende Aufhebung der Aechterklärung und die vollständigste Gunst. Als bald darauf der König wieder erschien, ging die Sonne meines Glücks zur Verwunderung des Hofes glanzvoll auf. Ich machte zum ersten Male die Erfahrung, wie wandelbar und verächtlich das käufliche Ding ist, das wir öffentliche Meinung nennen. Meine Tugenden und Vorzüge, wie ich sie täglich nennen und herzählen hörte, erschienen mir so lächerlich, daß ich nahe daran war, eine Schmeichelei der Art mit einer Ausforderung zu vergelten. Jetzt, wo ich mich von „Freunden“ umgeben sah, fühlte ich, daß ich keinen hatte, und mehr als jemals wurde mir der

Gedanke an den verlorne Dionys quälend und beunruhigend.

Dazu kam noch ein sonderbarer Umstand. Georg hatte mir erzählt, daß er öfters am spä-
ten Abend einen einsamen Spaziergänger bemerkt
habe, der unter meinen Fenstern stille stünde,
und, wenn er oben Licht gewahre, minutenlang
unverwandt hinausblicke. Diese Erscheinung hatte
sich in der letzten Zeit fast regelmäßig wiederholt.
Der Fremde wußte, wie es schien, sehr genau
um meine Gänge, denn er kam an solchen Aben-
den nicht, wo ich in Gesellschaft war oder selbst
welche hatte. Nur wenn ich allein am Fenster
sitzend schrieb oder las, konnte ich sicher darauf
zählen, an den gegenüber liegenden Häusern jene
dunkle Gestalt sich bewegen zu sehen, auf die
Georg mich aufmerksam gemacht. Alle Versuche,
mit ihr selbst zusammen zu treffen, blieben frucht-
los. Sie verschwand, wie ein wahrer Nachts-
schatten, wenn ich auf sie zuging oder ihr den

Weg zu vertreten suchte. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an dieses mysteriöse Spiel und gab mir weiter keine Mühe, es zu enträthseln, bis es mir wieder mit Folgendem in Erinnerung gebracht wurde.

Da der nur langsam genesende Achill an hypochondrischen Launen litt, versammelte ich, um ihn zu zerstreuen, öfters eine lustige Gesellschaft um sein Bette. Wir zechten, sangen Lieder, deklamirten pathetische Gedichte, spielten Comödie; mit einem Worte: siebzehn bis zwanzig lebensfrohe Gesellen ergaben sich dem lärmenden Frohsinn der Jugend. Niemals jedoch nahm unsre Versammlung den Charakter ausschweifender Orgien an, wie sie fast allnächtlich um uns her fast in jedem Hause gefeiert wurden. An einem Abend hatten wir es toller als jemals getrieben. Als ich die lustigen Kameraden nach Hause geschickt und mich gegen Morgen zur Ruhe begeben wollte, erschien Georg zitternd und bleich

wie eine Bildsäule vor mir. Auf meine wiederholten Fragen legte er endlich ein zusammengefaltetes und gesiegeltes Papier auf den Tisch und setzte dazu: „Dieses hat das Gespenst für Sie abgegeben.“ Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Ich mußte ihn fortschicken, denn er stammelte verwirrtes Zeug, wie einer, der im Traume redet.

So ermüdet ich war, öffnete ich dennoch den Brief und las Folgendes:

„Wie lange wird Ihnen dieses müßige Leben gefallen? Mich dünkt, Sie treten in die Jahre, wo es Bedürfnis wird, die Welt kennen zu lernen, die Menschen mit uns in Berührung zu setzen. Dieses eitle Hofleben zeigt Ihnen nur die eine Seite, und zwar die minder interessante; gehen Sie tiefer ein, steigen Sie zu den niedern Klassen (nach Ihren hochmüthigen und falschen Begriffen gesprochen) herab, lernen Sie das Weh kennen, den unerträglichen und nicht länger zu

verheimlichenden Zwiespalt, der den freien Mann vom Staatsverband losreißt. Was kann es Ihnen nützen, ein halbes Hundert Hoffschranzen und Wüstlinge um den entweiheten Altar einer Bühlerin tanzen zu sehen? Sie sind zu etwas Edlerem berufen. Ich täusche mich nicht. Wenn ich Abends beim Lichtglanz auf das genaueste Ihr Profil beobachte, scheint mir darin etwas zu liegen, was weit entfernt ist von dem Gepräge der Eitelkeit, Dummheit und des jämmerlichen Stolzes, das den Physiognomieen Ihrer Standesgenossen aufgedrückt ist. Ich prophezeihe Ihnen eine große Zukunft; strafen Sie mich nicht Lügen.

Meine Ansicht ist — da Ihnen die Favorite günstig ist — daß Sie sich von ihr einen Gesandtschaftsposten geben lassen. Am geistlichen Hofe zu Mainz giebt es gerade jetzt für Sie etwas zu thun, und Sie werden dort mit einem Manne zusammentreffen, der Ihnen zeigen wird, wie

verächtlich ein Staat und ein Individuum sich macht, das nur dem Glanze fröhnt.

Welche sind Ihre Ansichten über Menschenwerth und Menschenwürde? Ich glaube, Sie haben darüber noch nicht nachgedacht. Thun Sie es bald! denn es kommt eine Zeit, wo Sie und die Ihrigen den Mangel dieses Nachdenkens bereuen werden.

Von Zeit zu Zeit werde ich mich mit Ihnen über ernste Dinge besprechen. Es ist gleichgültig und dazu fast unmöglich, daß Sie mir antworten, doch erfahre ich Ihre Gedanken auf einem andern Wege; die meinigen werden Sie ereilen, wo Sie sich auch befinden. Geben Sie sich keine Mühe, mich aufzuspüren; wir können uns nie körperlich begegnen, nur unsre Geister werden, wenn Sie es wollen, eine Vereinigung knüpfen.

Ich bitte, wenn Sie sich den nächsten Abend wieder an Ihren Studirtisch setzen, es einzu-

richten, daß der hellgelbe Vorhang nicht so weit vorfalle, daß er mir einen Theil Ihres Kopfes sammt dem Nacken verdecke; ich will, so viel möglich, Ihre volle Gestalt sehen; es kränkt und stört mich unendlich in meinen Betrachtungen, wenn nur das mindeste verloren geht. —

Dieser sonderbare Brief war mit einem Kreuze und Palmzweige statt der Namensschrift unterzeichnet. Ich las ihn mehrere Mal durch, bis die Ermüdung und das vergebliche Nachsinnen den Schlaf gewaltsam auf mein Auge herabzogen. Am Morgen war mein erster Gedanke die Stimme des unbekanntem Mahners. Ich zeigte den Brief an Achill, und auf diesen machte er einen noch stärkern Eindruck, als auf mich. Seine Krankheit hatte, wie es mir schien, ohnedies das Heitere, was in seinem Charakter lag, getrübt; ich fand ihn seit der letzten Zeit besonders aufgelegt zu ernstern Gesprächen und Beschäftigungen, und so kam es denn, daß die dunkeln Stellen

des Schreibens auf sein Gemüth eine besondere Wirkung machten.

Was mich betraf, so gab es Anlaß genug, diesen so wie jeden andern Ernst fern von mir zu halten. Ich schwamm in einem Meer von Vergnügungen und Dunst. Meine starke, ungeschwächte Natur erprobte damals zuerst ihre Tüchtigkeit. Der Grundsatz meines Vaters, „daß Trinken die Schwachheit eines ehrlichen Mannes sei,“ weil, wer etwas Schlimmes im Schilde führe, sich wohl hüte, seine Besinnung im Weine zu verlieren, hätte mich beinahe verführt, die Unmäßigkeit lieb zu gewinnen. Meine Freunde versicherten mich, daß ich nie besser gefiele, als wenn mich der Wein begeistere, und wirklich fühlte ich in solchem Zustande eine Fessel um Kopf und Brust gesprengt. Der flüchtige Nektar der Traube vom Johannisberg fachte die jugendliche Flamme des Hochgefühls in dem Grade in mir an, daß ich, ohne eine einzige Geisteskraft einzubüßen, des

Gebrauches aller in einem erhöhten Grade mächtig wurde. Für gewöhnlich lagerte sich ein gewisser düsterer Ernst auf mein Wesen, der meine Züge beschattete, und, ohne daß ich es selbst ahnete, die Gemüther mir entfremdete. Nur durch anhaltende Beherrschung und Uebung ist es mir später gelungen, diesen Mißstand zu beseitigen und der Welt bei den heftigsten Stürmen, die in meinem Innern wütheten, jene stolze Philosophenmaske einer ungetrübten Heiterkeit zu zeigen, die unsere Feinde täuscht, ohne unsern Freunden als Heuchelei zu gelten.

Dresden war zu jener Zeit der Schauplatz unaufhörlicher Feste. Kaum waren die von dem kaiserlichen Glanze des Einzugs der Kurprinzessin geblendeten Augen ein wenig zur Ruhe gelangt, als der Besuch des Königs Wilhelm von Preußen auf's neue die Hauptstadt in ein Freudenfeuer setzte. Was soll ich von diesem sonderbaren König erzählen? Die Nachwelt wird sein

Bild durch geschicktere Federn, als die meinige, auf's getreueste gemalt erhalten. An mir wandelte dieser große gekrönte Tabakraucher, mit dem Halle'schen Gesangbuch unterm Arm, in der steifen, blauröthen Uniform wie eine groteske Erscheinung vorüber. Ich hatte noch nie etwas so Ungestaltetes, Schwerfälliges gesehen. Er und sein Riese Jonas sahen wie die fabelhaften unförmlichen Götter der Edda aus, die preussische Uniform angezogen hatten, um nun mit ihrem Tabakrauch, ihren antdiluvianischen Sitten und ihrem Jargon, den Niemand verstehen konnte, sich an dem Geschlechte der armen Sterblichen für ihre Entthronung zu rächen. Unser Hof umgab diesen in ewigen Dampf gehüllten Jupiter in flüsternden Gruppen; unsere hübschen Frauen, unsere schlanken Bagen lachten hinter ihren Tüchern. Man trat den Prinzessinnen auf die Schleppe, man lief dem Könige in den Weg, um absichtlich seinen Zorn rege zu machen, der sich

ungescheut in den karrikirten Ausdrücken der Berliner Pöbelsprache ergoß. Die Prinzessin Charlotte, seine Tochter, die nachmalige Markgräfin von Baireuth, ein hübsches blasses Gesichtchen mit dunkeln schwermüthigen Augen, war die einzige, die vor dem Richterstuhle unserer frivolen Jugend Gnade fand.

Der König hatte sich alle Festlichkeiten verbeten, aber Friedrich August, dem es daran lag, das ziemlich locker gewordene Bündniß mit dem preußischen Hofe recht fest zu knüpfen, suchte alle Hebel in Bewegung zu setzen, um seinem Gaste Ehre und Vergnügen zu erweisen. Der Geschmack in den Festen hat eine bedeutende Aenderung erlitten. Der feine Sinn für Allegorie und Poesie hatte noch nicht den mächtigen Schwung erhalten, den die großen Geister des achtzehnten Jahrhunderts ihm zu geben wenige Jahrzehnte später berufen wurden. Wir hatten zum Vorbild die grotesken Schöpfungen des Mittelalters, und

es war noch in der That zu verwundern, daß unsere Künstler noch so viel Geschmack bewiesen, als sie es thaten. Von den ungeheuern Jagden, wo eine Masse von Wild, hinreichend, um einen Urwald Amerika's zu bevölkern, in wenigen Tagen erlegt wurde, will ich nicht einmal sprechen; ich zähle nur die Vergnügungen auf, an denen die Kunst und die Grazien, wenn auch nur einen vorübergehenden, doch einen entschiedenen Antheil hatten. Ein solches war die „Wirthschaft;“ (so viel mir bekannt, ein ächt deutsches Maskenfest). Der Palast wurde zum Gasthaus, König und Königin zu Wirthen, Fürsten versahen Kellnerdienste und Prinzessinnen sah man als Laufmädchen und Ausgeberinnen handthieren. Es lag diesem Scherze eine den damaligen Zeiten angemessene hochmüthige Idee zum Grunde. Die fürstlichen Personen, gelangweilt durch die immer gleiche Unterwürfigkeit, die man ihnen zeigte, und zugleich fühlend, daß der Strachel der Eitelkeit

einer neuen Schöpfung von Zeit zu Zeit bedurfte, gefielen sich darin, von ihrer Höhe herabzusteigen und die Stelle der niedrigsten Volksklassen einzunehmen. Geschah es mit harmloser Laune, so wurde das Verwundende, das für das Volk in dieser Spielerei mit seinem Elend lag, gemildert, und es konnte sogar für Popularität gelten, und die Fürsten jener Tage, noch nicht mißtrauisch und eifersüchtig auf das ihnen Gebührende gemacht, spielten ihre Rollen mit einer Naivetät, die wirklich liebenswürdig erschien. Man mußte August, diesen gefeierten Helden des Tages, dieses edle Muster ritterlicher Größe und königlichen Glanzes, inmitten seiner Hauptstadt, mit der grünen Kellnerschürze bekleidet, herumlaufen sehen, ängstlich bemüht, einen Tisch, an dem ehrliche Meister der Schlosser-, Schneider- und Tischlerzunft mit ihren Weibern saßen, mit hellglänzenden Silberpokalen, voll des trefflichsten Weines, zu bedienen, oder die Königin, diese

bigotte Prinzessin, die Sachsen wie eine Heilige verehrte, von ihrem Kummer und ihrer schwarzen Capuze befreit, mit lächelnder Miene und in dem kleinen goldgestickten Nieder einer reichen Bäuerin aus Altenburg, auf den Stufen ihres Palastes stehend, die Vorübergehenden anrufend, ob sie nicht zur Schenke zum weißen Adler eintreten wollten. Hinter dem Wirthstisch sitzt die Gräfin Orselkska, diese berühmte Buhlerin ihrer Zeit, schön wie eine Göttin des Olimps und zu ihrer Harfe spielend eine jener lustigen Liederweisen, wie sie im niedersächsischen Dialekt die verschämte Liebeserklärung eines jungen Burschen an sein Mädchen enthalten. Sie weiß die naive Anmuth hineinzulegen, die ein Lied der Art erfordert, und entzückt durch ihr gesenktes dunkles Auge und ihre blendenden Arme den Kreis des Hofes, der sie in ländlicher Tracht verkleidet umsteht. Vor dem Schlosse läßt Herzog Adolph von Weissenfels, als ungarischer Bauer verkleidet,

einen Bären tanzen, dessen ungeschickte Sprünge immer wieder ein unauslöschliches Gelächter hervorrufen; aber dieser arme Bär (es ist der Hofpoet) hat noch lange Verse zu recitiren, und flüstert seinem Führer zu, ihn nicht ohne Noth zu sehr zu ermüden. Der Bär hielt still und aus seiner zottigen Hülle ging ein Professor aus Leipzig hervor in Perrücke und Degen, berühmt durch eine Abhandlung über die verlorne Bücher des Livius und jetzt als Hofpoet fungirend. Er besang in regelrechten Versen die sonderbare Schenke und ihren sonderbaren Wirth. Unterdessen wurden die bunten Lampen angezündet und durch die dunkeln Gänge des Schloßgartens flatterten die farbigen Sterne wie ein in Unordnung gerathenes Sonnensystem. Eine prahlende Sonne stellte sich endlich als Mittelpunkt fest und warf ihre Strahlenbündel in manches verschwiegene Bosset, wohin das Geheimniß und die Liebe sich geflüchtet hatten. Geschrei, Gelächter und Musik: —

Eine einzelne Hoboe klagte in langen Nachtigalltönen durch die Nacht und ein frivoles Gelächter von dreißig klimpernden Guitarren folgte ihr auf dem Fuße. In den obern Sälen des Palastes war ein Theater geordnet, und ein komisches Ballet: „die Hochzeit des Don Quixote“ versammelte den Hof und seine Gäste. Man sah hier den Ritter von der traurigen Gestalt, gequält durch die Liebe, in malerischer Stellung da liegen und mit seinen Seufzern die Gebirge von La Mancha erfüllen. Die Einöde belebt sich, ein Chor von Hirten, den Schäfer Amintós in ihrer Mitte, führt einen ländlichen Tanz auf, endlich erscheint auf der Höhe des Hügels Dulcinea. Sie sucht ihren Ritter. Die Musik klagt mit ihr um den Verlorenen; die Hirten beweinen sie. Endlich finden sich die Liebenden und ein groteskes Pas de deux schließt den Akt: Dulcinea, sich in kleinen Sprüngen bewegend, während Don Quixote um sie herumflattert, immer lächelnd, in

weiten Säßen und mit fliegendem Gewande. Amintos besingt am Schluß die Liebe und den Tanz.

Ich hatte diese possenhaften Erfindungen bis ans Ende mit angesehen, besonders weil ich nicht versäumen wollte, Polyxena, die eine Rolle in einem prächtigen Aufzuge übernommen hatte, zu bewundern. Sie erschien im Gefolge der personifizirten Elbe als Flußnympe in einem wasserblauen Gewande, mit Silber garnirt und war so schön, daß sie selbst die Gräfin Orselka verdunkelte. Maria und der Oheim, die sie zu sehen wünschten, hatten sie gebeten, in ihrer Maskentracht zu erscheinen, und ich hatte das Vergnügen und die Ehre, die bewunderte Flußnympe in einer Sänfte bis in die entlegene Wohnung des alten Käfernburg zu begleiten; ich — in einer Tracht als Bauer, sie — strahlend in Silber und Diamanten. Als beide Freundinnen sich umarmten, fand ich dennoch Marien in ihrem ein-

fachen Hauskleide, (denn dem Oheim zu gefallen, hatte sie keines der Feste mitgemacht), schöner und reizender.

Von hier begab ich mich zu einem Festgelage, das ein reicher, junger Sachse, ein naher Verwandter des Statthalters, gab. Hier war fast die ganze vornehme Jugend des Hofes und der Stadt versammelt, Sachsen und Polen. Der Wein floss in Strömen, und als ich in das Haus trat, wurde eben die Stiege herab der alte Herr von der Pleißenburg getragen, um mit noch ein paar andern Schlachtopfern im Hofe unter die Brunnenröhre gelegt und mit einem belebenden Sturze kalten Wassers bedient zu werden. Der Lärm, das Geschrei, die hergebrüllten Toaste, waren alle beinahe auf die höchste Stufe gesteigert. Der alte Käfernburg, der mich gewarnt hatte, hinzugehen, hatte Recht; es konnte in diesem Zustande der Gemüther an Zänkereien und Händeln nicht fehlen. Ich erinnere mich

nicht, was die improvisirte Gelegenheit gab, auch mich in einen solchen Streit zu verwickeln; das Resultat war jedoch, daß ich und meine zwei Gegner sich aus der Gesellschaft entfernten, um auf der Stelle, ohne die mindesten Unterhandlungen weiter, unsre Sache auszumachen. Das Palais, in dem das Fest gefeiert wurde, war ein ehemaliges Kloster; Zeugniß hiervon geben noch ein wohlerhaltener, prachtvoller Kreuzgang und im Erdgeschoße große Gewölbe, die jetzt nach veränderter Bestimmung des Gebäudes leer standen und gerade für unsern Bedarf einen vortrefflichen Schauplatz abgaben.

Erhitzt von Streit und Wein taumelten wir in einem verworrenen Haufen die gewundene Stiege herunter; unten wehte uns eine Kellerluft kühl an und brachte uns, verbunden mit der Einsamkeit und Stille des Orts, zur Besinnung. Ein paar Fackeln wurden angezündet, die das ungeheure Kreuzgewölbe nur spärlich erleuchteten,

und wir stellten uns zum Kampfe. Ich bemerkte erst jetzt, daß ich die Unvorsichtigkeit begangen hatte, mir keinen Gefährten mit zu bringen, da mein Gegner deren drei hatte; doch tröstete ich mich mit der festen Ueberzeugung, daß man keinen ungeselzlichen Angriff auf meine Sicherheit wagen würde. Ich hatte mich getäuscht. Die Gesetze einer offenen chevaleresken Ehrenhaftigkeit, wie wir junge Sachsen ohne Unterschied befolgten, wurden uns von unsern natürlichen Gegnern, den jungen Sarmaten mit versteckter Bosheit und Hinterlist vergolten. Auch hieraus schon zeigt es sich, wie verkehrt die Politik handelte, aus diesen beiden Nationen eine zu machen. Unter den drei Begleitern, die uns folgten, befand sich der Prinz von Warby und jener Pole, die mir beide den üblen Empfang vor der Thüre der Reichsgräfin noch schuldeten. Nach den ersten Sängen, die ich und mein Gegner machten, merkte ich, daß die Waffe in seiner Hand sehr

unsicher geführt wurde. Entschlossen, mich meines Vortheils nicht zu bedienen, beschränkte ich mich darauf, mich zu vertheidigen, ohne anzugreifen, als plötzlich mir der Degen aus der Hand geschlagen und ich vom Rücken aus angepackt und niedergeworfen wurde. Ich stieß einen Schrei aus; einer der Schurken setzte mir sein Knie auf die Brust und der andere holte zu einem Streiche aus, mir den Kopf zu spalten. In dem Augenblicke sprang eine schwarzverhüllte Gestalt aus einer Ecke des Gewölbes hervor und warf sich, ein langes Messer schwingend, mit einer solchen Wuth und Geschicklichkeit auf meine Feinde, daß es ihr gelang, sie zu erschrecken und in die Flucht zu treiben. Sie kehrten wieder zurück, da sie sahen, daß sie es nur mit einem einzelnen Mönche zu thun hatten; während dessen war ich aufgesprungen und, meiner Waffe vollkommen mächtig, brauchte ich sie jetzt, wie man sich gegen Wegelagerer und Buben vertheidigt. Zwei der=

selben verwundete ich so heftig, daß sie mir nicht mehr schädlich sein konnten, die beiden andern stürzten, das Terrain nicht kennend, eine Stufe herab und wurden von uns entwaffnet. Sie ergriffen die Flucht mit der Drohung, in verstärkter Anzahl wieder zurück zu kehren. Die Klugheit gebot, einen neuen Angriff dieser betrunkenen Schaar nicht abzuwarten, ich folgte daher meinem Führer, der durch einen versteckten Gang mich in eine Nebenhalle und durch diese in den Kreuzgang brachte. Er nahm von mir Abschied, indem er mich in lateinischer Sprache warnte, nicht wieder in eine ähnliche Falle zu gehn. Ich sagte meinem Retter den aufrichtigsten Dank und bat ihn zugleich, daß er seine Capuze, die ihm bis zum Kinne herabhing, abnehmen möchte. Er schüttelte das Haupt. Ich bat ihn, mir seinen Namen zu nennen; er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Als ich diese ergriff, fühlte ich einen leisen Druck. Befremdet und

von einer seltsamen Ahnung ergriffen, streifte ich ein wenig an der Capuze hin und warf einen forschenden Blick auf die dadurch flüchtig enthüllten Züge; sie schienen mir die von Dionys zu sein. Ein Entsetzen, wie bei einer Erscheinung aus einer andern Welt, packte mich; ohne ein Wort zu sagen, ließ ich die Hand aus der meinigen gleiten und zitterte heftig. Der Verhüllte stand noch eine Weile unbeweglich vor mir, dann verschwand er in den Morgennebeln den Kreuzgang hinauf. Ich hatte nicht den Muth, ihm zu folgen. Mein ganzes Wesen war in einer fieberhaften Aufregung.

Als ich nach Hause kam, erleichterten Thränen meine Brust. Die lebhafteste, mit Schrecken gemischte Erinnerung an den geliebten und verlorenen Freund meiner Jugend übermannte mich mit einer unglaublichen Stärke. Ich tadelte mich bitter, daß ich im Geräusch meiner frivolen

Umgebung seine ernste Todesstunde so ganz aus dem Sinne verloren hatte. Gegen die grenzenlose Liebe und fast heilige Treue, die er mir gewidmet, erschien mir jetzt Alles, was ich von diesen beseligenden Gefühlen erfahren, nur kalt und unbedeutend. Trostlos vor Schmerz und Reue wand ich mich auf meinem einsamen Lager, immer wieder den Namen Dionys ausrufend, mit einer so klagenden und rührenden Stimme, daß Achill, davon erwachend, in meinem Zimmer erschien, um nach dem Grunde dieser Wehelaute zu fragen. Ich erzählte ihm, daß ich den Geist meines Freundes gesehen; doch er, kälter und unbefangener gestimmt, machte mich glauben, daß meine aufgeregte Phantasie Schuld an dem scheinbar Außerordentlichen dieses Vorgangs sei. Ich warf ihm mit Härte vor, daß er ungläubig sei, und er antwortete mir mit großem Ernste, daß er in gewissen Fällen eine unmittelbare Berührung einer uns fremden Welt zugebe, auch an

sich erfahren habe; bei meinem Abenteuer dieses aber nicht zugeben könne.

Die Gespräche, die ich hierüber mit Achill führte, entwickelten mir immer mehr die stolze, ehrenhafte und ungewöhnliche Färbung seines Charakters. Schon früher, bei Gelegenheit meiner Büchersammlung, die er musterte, habe ich angeführt, wie er in einer knechtisch servilen Zeit politisch kühn und frei dachte. Wenn es in den damaligen Verhältnissen Deutschlands gelegen hätte, Männer hervorzurufen und heran zu bilden, wie sie England in seinen Walpole's und Bolingbroke's aufzuweisen hatte, so hätte gerade der Graf von Dohna ein solches hellleuchtendes Meteor sein müssen; allein das zerstückelte Staatensystem Deutschlands hat nie große politische Talente begünstigt. Diese Lehre giebt schon das unglückliche Schicksal Patkul's. Von Souverainen, die abwechselnd ihn brauchten, abwechselnd auf das kleinlichste verlassen, forderte

man den Staatsmann vor ein unstatthafes Gericht bürgerlicher Moral, und zuletzt endete man damit, ihn wie einen gemeinen Verbrecher sterben zu lassen, und dieser Mord persönlicher Rache, von einem Könige verübt, fand in der minorennen Stimme deutscher Politik keine Rüge und kein Urtheil. Erfahrungen der Art mußten eine starke, feste, männliche Seele, wie die Achill's, mit Bitterkeit erfüllen. Er konnte die Fürsten nicht achten, denen er diente, er fand in dem kleinlichen perfiden Treiben der Politik keine Stütze und keinen Schwung, und dennoch war er dazu berufen, dieser Politik sein Leben zu widmen. Es kann für einen hochgestellten Mann keinen tiefern Schmerz geben, als mit seiner Zeit und Generation zerfallen zu sein; keine größere und schmerzlichere Demüthigung, als berufen zu sein, Pläne zu bilden, Entwürfe zu gestalten, deren Realisirung von der öffentlichen Meinung verkannt und mit Hohn zurück gewiesen wird; wenn

man überhaupt von einer „öffentlichen Meinung“ in damaliger Zeit sprechen kann.

Ich war gereift genug, um dem eigenthümlichen Gange der Ideen Achill's zu folgen. Er sprach auch gerne und oft mit mir. Die Verschiedenheit des Alters schien sich mit jedem Tage fast mehr auszugleichen. Obgleich er nie auch den mindesten Versuch machte, mich von irgend einer jugendlichen Ausgelassenheit zurückzuhalten, so wußte er doch auf eine unmerkliche Weise mich in einen gewissen Kreis ernster Ansichten und Gespräche zu bannen, aus dem ich nachher nicht wieder heraus konnte.

Er machte, wie ich jetzt erfuhr, Pläne, Dresden zu verlassen. Sein Aufenthalt in dieser Residenz eines ihm befreundeten Fürsten fing an jetzt nicht mehr die Annehmlichkeiten zu bieten, die sie ihm früher in so reichlichem Maasse gewährt hatte. Die Animosität des Statthalters

gegen die Reichsgräfin und ihren Anhang war Schuld, daß jener nächtliche Auftritt nicht verschwiegen blieb und sogar zu Ohren des Königs gelangte. Man wußte, daß Friedrich August im höchsten Grade eifersüchtig war; Frau von Cosel, wenn sie überhaupt gestürzt werden konnte, war nur von dieser Seite angreifbar, und ihre Feinde aufmerksam und wachsam genug, um eine so treffliche Gelegenheit, wie sie sich jetzt bot, nicht vorbeigehn zu lassen. Nach einer heftigen Scene des Königs mit seiner Geliebten, in der er die Gräfin, wie man versicherte, vergeblich zu einem Geständniß aufgefordert, schickte er nach mir, weil man ihm sagte, daß ich auf's genaueste vom ganzen Hergang der Sache unterrichtet sei. So wie ich diesen Befehl erhielt, war auch mein Entschluß gefaßt. Ohne Furcht und Mißtrauen erschien ich vor Friedrich August.

Er entfernte bald nach meinem Eintritt die Personen, die ihn umgaben, und indem er mich

lange mit einem kummervollen Blick, über dessen Deutung ich nicht ungewiß sein konnte, betrachtet hatte, wollte er eben beginnen zu sprechen, als ich schnell mir Muth faßte und, mich ihm zu Füßen werfend, in die Worte ausbrach: „Sire, ich bitte um eine Gnade. Man hat mir gesagt, daß Eure Majestät mich würdigen wollen, meine Aussage in Betreff eines wichtigen Geheimnisses zu vernehmen. Noch ging kein Wort über Ihre Lippen, Sire, ich weiß also noch nicht den Gegenstand, um den es sich hier handelt, und ehe ich ihn erfahre, bitte ich meinen gnädigsten Herrn, zu bedenken, in welche qualvolle Lage ich mich versetzt sehe. Gesezt den Fall, ich wäre Mitwissener in dem Geheimniß, so bin ich gezwungen, entweder an einem Freunde, der sich mir vertraute, zum Schurken zu werden, oder die noch größere Nichtswürdigkeit zu begehen, einen König, den ich als Muster jeder Tugend und ritterlichen Größe verehere, durch ein falsches Wort zu hin-

tergehn. In beiden Fällen ist meine Ehre auf ewige Zeiten dahin. Ich weiß mir in dieser fürchterlichen Lage nicht anders zu helfen, als Eure Majestät fußfällig zu bitten, mich nicht erfahren zu lassen, worum es sich hier handelt.“

Die Wirkung dieser Rede, die ich unter dem stärksten Herzklopfen und in einer wahren Todesangst vorbrachte, war so günstig, wie ich sie mir nie hätte denken können. Die ritterliche Gesinnung Friedrich August's mußte durch meine Worte unmittelbar berührt worden sein. Er blickte mich eine Weile an, in seinen Augen lag Ernst und Nachdenken, dann sagte er mit sehr gütiger Stimme, indem er mir einen Wink gab, aufzustehen: „Sie haben Recht, mein Getreuer, ich will Sie nicht zum Angeber machen.“ — Ich warf mich bei diesen Worten von neuem zu seinen Füßen und küßte seine Hand mit einer Inbrunst und einem Entzücken, wie ich mich nie

besinnen kann, die Hand meines Vaters geküßt zu haben. Er war sichtbar gerührt durch den Ausbruch meiner Freude und ließ lange Zeit seinen Arm vertraulich auf meiner Schulter ruhen, dann wandte er sich ab und sein Antlitz nahm wiederum die kummervolle Miene an, die ich darauf beim Eintritt in's Gemach bemerkt hatte. Er entließ mich, und leicht, als hätte ich Flügel gehabt, durchflog ich den Vorsaal und die Gänge.

Bald darauf theilte mir Achill mit, daß er als sächsischer Bevollmächtigter nach Wien geschickt sei. Ein glänzendes Exil. Ich blieb bis zur Zeit seiner Abreise der einzige Vertraute seiner Liebe und seiner ehrgeizigen Pläne. Der König wollte ihn entfernt wissen, bevor der neue Reichstag in Polen seinen Anfang nahm, und diese schnelle Abreise zeigte, wie stark der eifersüchtige Argwohn des Königs war. Er

bedauerte aufrichtig, die Gunst und das Vertrauen seines Monarchen eingebüßt zu haben; aber er tröstete sich für diesen Verlust durch das Glück, eine Geliebte gefunden zu haben wie Frau von Cosel, und einen Vertrauten wie mich.

Dieser Abschnitt handelt von einem sehr wichtigen Gegenstande, nämlich von einem Haarkräusler.

Je nachdem mich der König jetzt immer entschiedener in seine Gunst aufnahm, wurde ich der Gegenstand der besondern Aufmerksamkeit der verschiedenartigsten Parteien. Mein geheimnißvoller Correspondent erließ schnell auf einander folgend mehrere Schreiben, in denen er mich warnte, mir Rathschläge gab und seine Besorgnisse für meine Zukunft aussprach. Von anderer Seite her machte man sich an meinen treuen Georg, um den zu gewinnen, und zwar dieses auf eine ziemlich wunderliche Weise.

Schon lange unzufrieden mit meinem frühern Haarkräusler, hatte ich durch Georg's Fürsprache einen jungen Mann in Dienst genommen, der

Katholik war. Die Gespräche dieses Orthodoxen belustigten mich während des langwierigen Geschäfts, ein Haargebäude von großer Ausdehnung und besonders künstlichem Bau mir auf die Stirne setzen zu lassen. Eines Morgens brachte er mir eine kleine Perrücke, von der er versicherte, daß er sie eigends für mich angefertigt habe. Als ich sie nicht nehmen wollte, that er mir heimlich das Geständniß, daß darin einige Barthaare des heiligen Rochus eingewebt seien. Als ich auch dieses Umstandes nicht achtete, rief er verwundert: „Wie, mein Herr! sie verschmähen eine Perrücke, der der heilige Rochus gewürdigt hat, einige seiner kostbaren Barthaare herzuliehen?“ — „Die Gunst ist nicht sehr groß,“ erwiderte ich lächelnd. „Wenn der sehr achtungswürdige Heilige wüßte, daß ein Protestant diese Perrücke tragen sollte, er würde seine Barthaare nicht dazu hergegeben haben.“ — „Ach!“ rief Herr Cyrillus mit einer Miene aus Verachtung

und Staunen gemischt, „wofür halten Sie unsere Heiligen, mein Herr? Kann Sanct Rochus nicht gerade die Absicht haben, durch diese Haare ein Wunder an Ihnen zu thun? Ich versichere Sie, Sie sind nicht der erste, der durch solche Mittel sehend geworden. Und die Sache läßt sich äußerst leicht begreifen: die Perrücke hat die nächste Verbindung mit Ihrem eigenen Haar, dieses wiederum die nächste mit dem Schädel, dieser mit dem Gehirn und dieses mit der Seele, und in der Seele wird die jedesmalige Ansicht, die uns entweder selig macht oder verdammt, bereitet. Ha, was sagen Sie nun?“ — Ich blieb dabei, daß ich die Perrücke nicht haben wolle. „Sie wissen nicht,“ sagte Cyrillus etwas beleidigt, „daß der heilige Rochus ein ganz neuer sächsischer Heiliger ist, den der heilige Vater ganz eigen für uns creirt hat zur Feier der Vermählung des Kurprinzen. Und Sie glauben nicht, wie dieser neue Heilige schon thätig für

seine Gläubigen gewesen ist! In so kurzer Zeit hat er schon zahllose Wunder gethan und fährt noch immer fort damit. Er giebt mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit seine Haare zu Perrücken, sein Fett zu Pomade, seine allertheuersten Gebeine zu Zahnstochern für die Frauen hin. Er würde nichts für sich behalten, wenn die Kirche, die darüber zu wachen hat, daß ein Heiliger sich nicht gänzlich ausspielt, es litte. Von Morgens früh bis Abends spät wird die Kapelle nicht leer, wo er verehrt wird, und zu seinen allergläubigsten Verehrerinnen gehört Ihre kaiserliche Hoheit die Kurprinzessin selbst.“ — „Was war denn der heilige Rochus im Leben?“ fragte ich. — „Ein Leinweber, Ihnen zu dienen,“ antwortete Cyrillus. „Ich habe die unsägliche Ehre, mütterlicherseits mit ihm verwandt zu sein, deshalb wird mir auch die Vergünstigung zu Theil, von Zeit zu Zeit, streng gezählt, ein Duzend Haare zu bekommen, die ich dann in meine Perrücken

vertheile und in der Regel gute Geschäfte damit mache. Aber die Protestanten, mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, sind eiserne Köpfe. Man könnte Manchen von ihnen ganze durch und durch heilige Verrücken aufstülpen, sie würden doch nichts spüren. Da ist ein katholischer Schädel weit sensibler organisirt. Aber freilich gehörten auch solche Köpfe dazu, um gegen Kaiser und Reich durchzudringen. Aufrichtig gestanden, Herr Graf, Sie mögen nun darüber sich verwundern so viel Sie wollen, ich möchte nicht an der Stelle unseres Königs sein. Ha, die Protestanten müssen aus dem Tempel herausgejagt werden! So lang Sachsen nicht ganz und überall katholisch wird, hat der T—l immer sein Spiel. Was hilft es, daß wir die „große Nation“ sind, daß unser König ein Held und ein Model ist, daß unsere Heere immerfort siegen und unsere Flotten —“ „Unsere Flotten?“ rief ich verwundert. — „Ja so,“ erwiederte Cyrillus eilig,

„wir haben keine Flotten, sie sind auch durchaus nicht nöthig; wir bleiben auch ohne Flotte Herr aller Meere, wenn wir nur den rechten Glauben hätten; aber ohne diesen wird Alles, was der König unternimmt, doch nur Stückwerk bleiben.“ —

Einige Tage darauf sah ich die besprochene Perrücke auf dem Kopf Georg's. Die natürliche frohe Laune dieses ehrlichen Burschen war seit einem Monate ungefähr wie umgewandelt. Er schlich trübselig umher, vernachlässigte seine Pflichten und hatte lange Zusammenkünfte mit Cyrillus. Eines Morgens gestand er mir, daß es ihm unmöglich sei, meine Kleidung in gehörigem Stand zu halten; denn alle Nacht komme ein böser Geist und vernichte wieder, was er den Abend vorher in Ordnung gebracht. Derselbe böse Geist komme auch an sein Lager, zwicke ihn mit glühenden Zangen und schlage ihn mit Ketten, indem er ihm dabei mit fürchterlicher Stimme zurufe:

„Dein Herr wird nicht eher wohl gereinigte Schuhe und Stiefel tragen, als bis er aufhört, ein Ketzer zu sein.“ Eben so lasse sich das Gespenst angelegen sein, ihn selbst zur alleinseligmachenden Kirche zu führen, und habe ihm deshalb ein kleines Bild geschenkt von der heiligen Jungfrau, die blutige Thränen weint, wenn man sie anrührt.

Auf diese Mittheilungen des armen Geplagten ließ ich mir das Bild geben, und fand, daß es mit künstlichem doppelten Boden versehen war und an den Augen kleine, fast unmerkbare Oeffnungen hatte, durch welche eine rothe Feuchtigkeit tröpfelte, wenn man das Bild bewegte. Um den nächtlichen Geist zu fangen, blieb ich mit einigen meiner andern Diener im Hinterhalte wach, und der Ertappte wies sich als Herr Cyrillus aus, der auf der Flucht seinen Höllepparat in unsern Händen ließ. Georg dankte mir unter Thränen seine Befreiung; allein, wie es im Charakter des Thüringers liegt, er ließ

die einmal eingefangenen Grillen nicht wieder los, und in Zeit von einem halben Jahre mußte ich ihn seines Dienstes entlassen, weil seine Treue zu mir und die neue Religion so arg mit einander in Kampf geriethen, daß ich fürchten mußte, er würde, entließe ich ihn nicht gutwillig, verrückt werden. Dieser Umstand verstimmte mich nicht wenig, denn ich hatte Georg lieb gehabt.

Als in diese Zeit gehörend, muß ich noch meiner Reise in Begleitung des Königs nach Warschau erwähnen, obgleich sie keinen bleibenden Eindruck auf mich hervorgebracht. Ich sah hier einen Hof, der, wie in der Oper, aus in der Eile zusammengeschlagenem rohen Gerüste mit Goldflitter behängt, einen prachtvollen, aber täuschenden Eindruck machte. Ich sah hier Große des Reichs, Würdenträger einer Nation sich untereinander mit den Waffen der kleinlichsten Intrigue bekämpfen; ich sah einen Fürsten Priemas, geschminkt und köeffirt wie eine Opern-

tänzerin vor dem versammelten Glanze eines Reichstags erscheinen; ich lernte Frauen kennen, die die Verspottung der Sitte so weit trieben, daß sie öffentlich mit den Künsten einer Messaline prahlten und die weibliche Würde und Schaam zur naiven Lächerlichkeit eines Kindermährchens herabbrachten. Mütter kauften ihren Töchtern ihre Liebhaber ab und diese liefen mit den Demanten beider davon. Wie in dem alten Byzanz spielte das Gift, diese feige Bosheit der Höfe, von neuem eine Rolle. Die feurigen Weine von Tokai versprudelten ihre goldenen Schäume an den Credenzischen käuflicher Wahlherrschaften und richteten in den Magen widerspenstiger Wojwoden eine gräßliche Verwüstung an. Der polnische Landtag, dieser Stolz der Nation, war oft das Spiel eines Wucherjuden und einer Meze. Wild durch einander, wie auf offenem Markte, trieben sich die Parteien, immer nur so lange mühsam die Empörung zurückhaltend, als

bis ein neuer Eroberer an die käuflichen Grenzen des Landes pochte. Trotz dieses Glends umstanden stolze Rittergestalten, reizende Frauen, beide würdig der fabelhaften Zeiten des Ruhms und der Minne, den Hof Friedrich August's. Nirgends sah man so eng aneinander gepaart wahren Edelsinn und den gemeinsten Eigennuß, fürstlichen Glanz und die schmutzige Kappe des Bettlers, keusche Frömmigkeit und den liederlichen Reiz einer Phryne, Mönchsfanatismus und fluge weltliche Vorsicht. Wie beim Anzug der Dame der zerrissene Strumpf und der Spitzenmantel sich zusammenfanden, so auch im Charakter die chevalereske Form und die barbarische Gesinnung.

Hier war es wo Friedrich August, der ewigen Launenhaftigkeit und wiederholten Untreue der Frau von Cosel überdrüssig, entschieden in eine neue Verbindung willigte. Die Favorite, die Sachsen an zwanzig Millionen Thaler gekostet hatte, stürzte und zog in ihren Fall eine Menge

Personen von Ansehen, die ihre Stellung ihrem Verdienste zu danken glaubten und jetzt erst sahen, daß sie die Geschöpfe einer Weiberlaune waren. Nie gab es in der Hauptstadt einen größern Tumult, als die Nachricht von dem zu Ende gespielten Romane einer so berühmten und berüchtigten Frau. Man vergoß Thränen und machte zugleich Epigramme. Eine französische Lebendigkeit hatte sich des ruhigen gemächlichen Sachsen bemächtigt; das Volk umstand den Ballast der Reichsgräfin, und vor dem breiten Marmorportal desselben tanzten Arlequin und Colombine einen grotesken Tanz und hoben endlich das befreite Sachsen, eine Figur aus Wappe geschnitzt, mit einer kolossalen Krone auf dem Haupte, unter lautem Jauchzen empor. Unterdessen sah man die Kutsche des Statthalters vorbeifahren, und konnte bemerken, wie der sehr wenig großmüthige Feind der Dame sich an diesem Possenspiel des Volks ergötzte.

Aber die Gräfin Cosel war nicht die Frau sich mit so leichter Mühe entthronen zu lassen. Sehr sichere Anzeichen hatten sie schon auf diese Katastrophe vorbereitet, und bei den ersten Schlägen des ausbrechenden Gewitters saß sie in ihrem Reisewagen und schlug den Weg nach Warschau ein. Trotz des strengen Befehls des Königs, in Dresden zu bleiben, reiste sie Tag und Nacht um ihr Ziel zu erreichen. Aber noch schneller wie sie, war die ausspürende Vorsicht ihrer Feinde. Der König erhielt Nachricht von ihrer baldigen Ankunft, und er ertheilte mir den Auftrag, ihr entgegen zu fahren und sie zur Umkehr nach Dresden zu zwingen. Welch ein peinvolles Geschäft für mich. Ich, der ihr so oft, im vollen Besitze ihres Vertrauens, zum Boten ihrer zärtlichen Geheimnisse für den entfernten Freund gedient, ich sollte ihr jetzt ankündigen, daß ihr Reich zu Ende sei. Dieses Reich, dem auch ich, freilich ohne darüber erröthen zu müssen, meine Erhö-

hung dankte. In einem kleinen polnischen Grenzstädtchen traf ich sie. So wie sie mich ansichtig wurde, flog sie mit der Leidenschaftlichkeit eines jungen Mädchens von sechzehn Jahren auf mich zu, und an meiner Brust in einen Strom von Thränen ausbrechend, rief sie: „Ist es wahr, daß man mir ihn rauben will? Sie sind mein guter Engel, jetzt, da ich Sie sehe, glaube ich keines jener schändlichen und grausamen Gerüchte, die mir in diesen Tagen zu Ohren gekommen.“ — Ich brachte sie nach langer Ueberredung, nachdem mein Begleiter ihr vergeblich mit Gewalt gedroht, denn er entfloh, als sie ihm eine Pistole vorhielt, zur Umkehr. Einige Wochen später wurde sie auch aus Dresden verbannt und Friedrich August hielt mit der Gräfin Denhoff seinen Einzug in der Hauptstadt.

Ich kehre zu meinen eignen Angelegenheiten zurück.

Der zurückgelegte Zeitraum, dessen Begebenheiten ich in der Kürze geschildert habe, betrug fünf Jahre. Ich trat jetzt mein fünfundsamzigstes Jahr an und mein Vater wünschte, daß ich nach Hause kommen möchte, um gewisse, mit der Antretung des künftigen Besizes verknüpfte Förmlichkeiten mit mir vornehmen zu lassen. Zugleich mit der Aufforderung an mich kam eine Einladung an den alten Käfernburg, die in Dresden mit meinem Vater geknüpft Freundschaft auf dem Schlosse unserer Ahnen noch fester zu schließen. Mein Vater, der von den Angelegenheiten meines Herzens nichts wußte, handelte hier auf die überraschendste Weise meinen geheimen Plänen entgegen. Ich konnte mir schon denken,

daß der Alte, der sich nie von seiner Nichte trennte, Marien veranlassen würde, ihn zu begleiten. So geschah es auch. Meine Freude hierüber war grenzenlos. Konnte mein Geschick mir wohl ein herrlicheres Fest bereiten, als in den schönsten Tagen des Frühlings in Gesellschaft des geliebten Mädchens eine Reise von mehreren Tagen zu machen? Polyxena schloß sich an unsern kleinen Zug an.

Der alte Käfernburg, gewissenhaft in allen Förmlichkeiten, besorgte, ehe wir abreisten, das übliche Kirchengebet und legte bei den Gerichten ein Testament nieder, obgleich wir in zwei Monaten wieder zurückzukehren hofften; dann stieg er mit den beiden jungen Damen in seine Staatscarosse und ich mußte hinterher in der meinigen fahren, obgleich ich viel darum gegeben hätte, einen Platz neben dem alten Herrn zu haben. Mit Neid betrachtete ich die goldnen Embleme und Sprüche des Wagens, der mein Glück einschloß.

Ueber dem mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Schlage hatte der Alte die Worte schreiben lassen: „Herr, laß Deinen Knecht in Frieden fahren!“ Diesen eher über ein Grabgewölbe als auf eine Prachtkutsche passenden Spruch fand ich damals nicht so belächelnswerth, als er mir jetzt erscheint. Maria saß ja in diesem Wagen, ich dachte, ich sah, ich empfand nur sie — ihre reine, süße Gegenwart breitete über alles Ungeziemende und Lächerliche ihrer Umgebung einen verhüllenden und verschönernden Schleier.

Da mein treuer Georg mir fehlte, so mußte ich den Reisemarschall selbst machen, ich verließ daher bald meinen schweren langsamen Wagen, schwang mich auf ein Pferd und jagte dem Zuge voran, um die Nachtherbergen zu besichtigen und in gehörigen Stand zu setzen. Dieses war jedoch mit dem besten Willen oft nicht möglich. Das Jahrhundert des Völkerverkehrs, der Fabriken, des Luxus und der Bequemlichkeit, wie ich jetzt

dessen Schwelle betrete, läßt jene Zeit in ein fast fabelhaftes Dunkel zurücktreten. Dicht hinter den Mauern prächtiger Städte, voll moderner Cultur, lag noch die Barbarei des Mittelalters. Unwegsame Straßen, undurchdringliche Wälder, Sümpfe, über welche schwankende, gebrechliche, halbe Stunden lange Brücken aus rohen Holzstämmen führten, sparsam vertheilte Dörfer und in diesen elende Gaunerherbergen, gefüllt mit Gesindel aller Art, von Schmutz starrend, wimmelnd von Ungeziefer und entblößt von jeder Bequemlichkeit, die selbst die Hütte eines Trokesen bieten würde. Der noch immer fortglimmende Krieg hatte die Wege unsicher gemacht; es gab Gefechte an der Straße, Lärm in den Gebüsch, einzelne Reiterzüge durchstreiften die Gegend, die sich dem Reisenden nach Willkühr anschlossen und ihn eben so wieder verließen, wenn die gemeinsame Gefahr vorüber war. Der Ausruf: „ein vornehmer Reisender kommt die

Strafße!“ war ein Aufgebot für alle weniger gut versehene Wanderer, die oft wochenlang in einer elenden Herberge auf eine solche Gelegenheit gewartet hatten. Sie kamen in ganzen Schaaren und der Zug wurde so groß, daß oft ein ganzes Dorf ihn nicht fassen konnte. Nächst der Unordnung, die eine solche Masse natürlich hervorrufen mußte, wurden auch die gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen höchst lästig. Niemand wollte gestehen, daß die Noth ihn zu diesem Reisebündniß gezwungen, Jedermann wollte sich die Miene geben, als suche er lediglich die Ehre und das Vergnügen, die Bekanntschaft eines vornehmen Mannes zu machen. Daher oft tagelange Audienzen, Rangstreitigkeiten, Ceremonien; bei allen fehlenden Bequemlichkeiten der Gesellschaften in den Städten oft die ganze Last ihrer leeren abgeschmackten Förmlichkeiten.

So sehr ich diesen Uebelstand zu vermeiden trachtete, so wenig wollte es mir glücken. Die

Eitelkeit und das Verlangen, sich gefällig zu beweisen, machten den Oheim in allem Ernste glauben, daß alle diese Leute nur gekommen seien, um seine Bekanntschaft zu machen. Man becomplimentirte sich auf offener Straße und es dauerte nicht lange, so saßen zwei alte Reichsgräfinnen, beide von starkem Umfange, in der Carosse des Oheims und in der meinigen lag ein podagrastischer Hauptmann von der Reichsarmee mit seinem eben so invaliden Beichtvater. Schon sah ich im lebhaftesten Unmuth alle geträumten Herrlichkeiten dieser Reise wie Schatten dahin schwinden.

Das erste Nachtquartier war leidlich, das zweite befand sich in einem Dorfe, dessen einzige Herberge ich zu meinem Schrecken ganz angefüllt fand mit Krämern und Juden, die zur Raumburger Messe reiseten. Meine Verschwendung in Geld, Bitten und Drohungen hatten nur zur Folge, daß man mir ein geringes Strohlager

einräumte, gerade breit genug für die beiden Mädchen. Der Oheim und ich mußten auf einer Streu neben dem übrigen Volke Platz nehmen. Aber die Unverschämtheit unserer aufgezwungenen Gäste ließ auch diese bescheidenen Hoffnungen scheitern. Ehe wir uns es versahen, lagen die beiden Reichsgräfinnen auf dem Lager, das für Polyxena und Maria bestimmt war, und der Oheim fand sich vom Invaliden vom Platze verdrängt. Ich räumte ihm den meinigen ein und hielt in der schönsten Sommernacht Wache vor der Kutsche, in welcher die beiden Mädchen sich eingeschlossen hatten. Nie werde ich diese romantische Nacht vergessen. Der Lärm unseres Zuges war endlich zur Ruhe gekommen; eine tiefe Stille herrschte jetzt statt des tobenden Stimmengewirrs. Der Mond glänzte von einem völlig reinen dunkelklaren Himmelsdome hernieder, die einsame Gegend umher und die Häusermassen des Dorfes in ein zauberhaftes Dämmerlicht hüllend. Ein Chor

von Nachtigallen schmetterte in den nahen Gebüsch und mischte ihre Klänge mit dem Riefeln eines Baches, der in weiter Entfernung eine Mühle trieb. Es war der einfache stille Reiz meiner vaterländischen Gegenden. Ach, vielleicht sollte ich jetzt von ihnen auf immer Abschied nehmen! Wer sagte mir, was die nächste Zeit mir brächte?

Wie ein alter Ritter der Tafelrunde hielt ich Wache vor dem theuersten Schätze. Im Raum dieser alterthümlichen Kutsche, deren goldne Knäufe und Zierden matt im Mondenlicht funkelten, saß die Heilige meines Lebens. Ihr waren meine Gebete geweiht in dieser seltsam romantisch-heiligen Nacht; ihr und dem väterlichen Boden, den ich betrat. Ich hätte niederknien mögen und beten. Die Ermüdung der Reise überwand jedoch nach einigen Stunden der Aufregung die jugendlichen Kräfte. Ich schlief ein, auf dem Tritt des Wagens liegend, in meinen Mantel gehüllt,

die Rechte am Griff des Degen's. Sehr reizend war die Scene, wie meine beiden Schönen, erwachend, sich aus dem Kutschenfenster lehnten und mich mit Lachen und spottenden Morgen- grüßen erweckten. Polyxena's Laune war uner- schöplich. Trotz den zahllosen Widerwärtigkeiten dieser Reise verließ sie der Geist des graziösesten Muthwillens keinen Augenblick. Keine Gefahr erschreckte sie, keine Verlegenheit brachte sie außer Fassung. Während einer Passage über einen Sumpf mußten beide Freundinnen den Wagen verlassen, und auf einer Sänfte Platz nehmen. Ich befehligte die Träger der Sänfte und an den gefährlichsten Stellen des Weges, wo wir fast im Wasser versanken, saß sie oben, Marien umschlos- sen haltend und mir lächelnd Muth zuwinkend. Als die Grenze meiner Besitzungen endlich erreicht war, bestand sie darauf, daß der ganze Zug halten mußte, während sie mir in verstellter Unterwür- figkeit und mit komischem Pathos eine Danke-

gungs- und Bewillkommungsrede hielt, die ich mit einer gleichen beantworten mußte.

Da dieser Abschnitt meiner Geschichte bestimmt ist, das Bild meiner Jugend zu geben, so ist es nöthig, in dieser Romanze die süßesten Verse, die der Liebe, hervorzuheben. Ich will daher in dem Rosengarten den schönen Pfad verfolgen, bis dahin, wo er zu dem schauerlichen entsetzenvollen Abgrund führt. Du, mein Leser, hast keine Schilderung meines Schmerzes zu befürchten; ich habe dir schon gesagt, daß ich mein Leid für mich behalte. Nimm du die Thatsachen, laß mir die Schwächen, die Thränen, die ewige Reue, den Zweifel und die Erinnerung. Wo die Geschichte anfängt für mich interessant zu werden, da hört sie auf es für dich zu sein. Bei jedem erschütternden Vorfalle senke sich schnell ein Vorhang herab; erst wenn die neue Verwandlung fertig ist, hebe er sich wieder. Was hülfte es dir, wenn ich über meine Jugend philosophirte?

Bekämst du eine Darstellung vom Frühling, wenn man dir alle seine Schönheiten zergliederte? Ich sage dir, daß ich liebte, daß mich der Ehrgeiz stachelte, daß ich tausend Thorheiten beging — damit habe ich dir auch gesagt, daß ich jung war. Ich habe nicht erklärt, was der Frühling sei, ich habe dir seine Blumen, wie ich sie gerade gefunden, hingestellt. In dem spätern Drama wirst du keines dieser wehmüthigen Kinderspiele des Herzens finden, da siehst du das Leben, da unterhalten dich seine ewigen Widersprüche und Irrungen: — hier in diesen wenigen Blättern hast du noch das Herz — dieses sechstausend Jahr alte Märchen der Liebe, nimm es und bewahre sorglich die zarten Blüthenhüllen, in denen sein Geheimniß wie eine Kinderthräne ruht. Der Mann, der Greis wird für diese zarte Schonung danken. Wenn du mich später kalt findest, so erinnere dich, daß ich einst glühte.

Bei unserer Ankunft erschreckten mich zwei

betrübende Ereignisse. Das erste bestand in einem heftigen Krankheitsanfall meines Vaters, wo zwar die Gefahr vorübergegangen, aber eine bedenkliche Schwäche geblieben war, das zweite war der Tod meines treuen Erziehers, des alten Vater Bernhard. Wie die Patriarchen der alten Zeit war er auf offenem Felde bei'm Anblick der Erndte, während um ihn her die Schnitter ihre Garben banden, entschlummert, plötzlich von der Hand des Todes berührt. Ich kniete auf seinem Grabe und weihete ihm die dankerfüllte Thräne des Sohnes. Bertrada war kalt, streng und verschlossen gegen mich. Ihr Aeußeres war verändert; sie zeigte sich in lange schwarze Gewänder gehüllt, ihr Antlitz bleich, sie sprach wenig und ihre Worte trugen das Gepräge einer finstern ascetischen Schwärmerei. Sie floh mich und ich fühlte keinen Antrieb, sie aufzusuchen. Ein anderes reizenderes Bild füllte mein Inneres.

Des Vaters und mein Bestreben ging jetzt

dahin, unsern Gästen den Aufenthalt auf dem Schlosse so angenehm als möglich zu machen. Aus seinem Armsessel hervor gab mir mein Vater die Befehle und ich führte sie aus; oft etwas verändert und verbessert, denn die Galanterie und feinere Hospitalität des siebzehnten Jahrhunderts war nicht die des achtzehnten. Ein alter Ceremonienmeister, der eine redlich verdiente Pension bei uns verzehrte, schlug eine Menge alterthümlicher Belustigungen vor, wie sie zur Jugend meines Vaters am Hofe des genussüchtigen Pfalzgrafen Sitte waren. Mehrere befreundete Familien aus Raumburg und der Umgegend wurden mit Förmlichkeit geladen, und da sie zahlreich erschienen, tönten die alten, lange verödeten Hallen meines Vaterhauses von einem frohen Lärm bunter Schaaren wieder. Maria und Polyxena waren die Königinnen dieser Feste. Ich suchte unermüdlich die glänzenden Muster, die ich noch vor wenigen Wochen am Hofe zu Warschau vor

Augen gehabt, so weit es die Mittel auf einem einsamen Ritterschlosse erlaubten, nachzuahmen, und Polyxena, über diese Bemühungen scherzend, pflegte mich den kleinen König August zu nennen.

Dieser Tumult in einer sonst so ruhigen Gegend, der Ruf von Schönheit und hohem Rang der beiden Dresdener Damen, die Feste, die ihnen zu Ehren gegeben wurden, brachten mancherlei Gerüchte in Umlauf. Es schien allen diesen tief-sinnigen Beobachtern ausgemachte Sache, daß ich eine von den Schönen als die meinige heimführen wolle, nur wußte man nicht, und konnte auch aus meinem Benehmen nicht errathen, welche von beiden es sein werde. Die bald jedoch ernstlicher werdende Krankheit meines Vaters verscheuchte diese Schaaren, und wir blieben allein.

Der Frühling war in einem so herrlichen Glanze erwacht, wie ich nie früher und später mich besinne ihn gesehn zu haben. Wir waren herzlich erfreut über die uns geschenkte Einsam-

feit, und hier war es nun, auf langen Spaziergängen, die wir drei unternahmen, wo sich das Geheimniß unserer Herzen gegen einander erschloß. Ich hatte Marien immer geliebt, ich hatte es ihr auch schon mehr als einmal gestanden, nie aber von ihr so zarte und innige Zeichen deutlicher Gegenliebe empfangen.

Eines Abends durchstreiften wir das Wäldchen, dessen Eigenthümlichkeit ich anfangs näher beschrieben habe. Wir gelangten an den Altar der Waldstille. Diese Stelle war zu reich an Erinnerungen für mich, als daß ich hätte eilen sollen, sie bald wieder zu verlassen. Hier hatte ich den Bund der Freundschaft mit Dionys beschlossen, hier seinen räthselhaften Begleiter gefunden; jetzt waren zu den alten Erinnerungen neuere hinzugekommen. Nicht weit von dem Altar, dort, wo sich das Gehölz zu lichten begann und das Auge auf die weite Ebene blickte, war, von einem kleinen Gartenzaun umfriedet, das Grab

dieses Genossen meiner Jugend. Nach den strengen Gesetzen jener Zeit hatte man ihm die Ruhestätte auf dem Kirchhofe der Gemeinde verweigert, weil man ihn für einen Selbstmörder gehalten. Für mich fand ich hierin kein Unglück; diese Stelle hatten die Thränen der Liebe eingeweihet; dieser kostbare Segen, der an Weihe keinem Segen der Kirche weicht, machte mir diesen heiligen Ort noch heiliger. Ich hatte hier den schönen und den schmerzlichen Inhalt meiner Jugend beisammen. An Maria's Seite nahm ich auf einer Bank Platz, ich hielt ihre Hand in der meinigen und sie lehnte ihre Wange leise an meine Schulter. Die Abendglocken des Dorfes tönten zu uns herüber. Ein unnennbares Gefühl seliger Ruhe überströmte uns. Wir wünschten, wir hofften nichts, wir hatten jedes Wunsches Gewährung in unserer Brust. Wie ein Blumenkelch, gefüllt bis zum Rande mit dem kräftigen Lichte des Morgens, so war unser Herz bis in

seine tiefsten Tiefen mit dem zärtlichen Bewußtsein unseres Glückes durchdrungen. Jede Seele ging im vollen Genügen in der andern auf; wir fühlten keinen Drang nach Worten, unsere Gefühle waren so rein gestimmt, daß sie auch ohne Worte die göttlichsten Sympathien, die zartesten Bewegungen der Herzen uns offenbarten. Wir lauschten diesen Melodien, wie man der Musik der Engel lauscht, die auch nicht durch Worte zu uns sprechen. Sie blickte in das Abendroth, wie es immer mehr am Himmel verglomm, und ich blickte in ihr Auge und sah das himmlische Feuer in einer Thräne sich widerspiegeln, die es für mich zu einem ewigen Morgenroth machte. Ich zog sie leise an mich und durch diese Bewegung entlud sich das Auge seiner kostbaren Fülle und einzelne Perlen rannen auf die kleine Hand, die ich in der meinigen hielt. Ich brachte sie rasch an meine Lippen. Sie ließ ihr Haupt auf meine Brust sinken, und indem ich sie innig umschloß,

drückte ich leise Küsse auf ihr seidenweiches Haar. Ich weiß nicht, wie lange wir in dieser Stellung blieben; die Welt war für mich verschwunden; ich sah mich, wie im Traum versetzt auf eine öde Insel: hinter uns war uns weites Meer, über uns ein Sternenhimmel, in uns der Gott, der die Flammen unserer Seelen schürte. Die Zeit lebte nur noch in den Pulsschlägen unserer Herzen, wir fühlten nur das Fortbestehen des Lebens an dem leisen Hauch unseres Athems, der wie der Fittich seliger Geister an der Wange hinglitt. Aus diesem Taumel weckte uns ein Geräusch hinter uns. Ich blickte um mich, und in der Entfernung weniger Schritte, an einen Baumstamm gelehnt, stand — Dionys.

Ein kalter Schauer drängte jede Bebung der Seligkeit tief in das Herz zurück. Ein Krampf zog es plötzlich zusammen. Maria sah eben so wie ich starr auf die Erscheinung. Ein matter bleifarbner Glanz lagerte sich auf den bleichen

schroffen Zügen derselben, so viel ein dunkler weit übergeworfener Mantel von ihnen erblicken ließ. Ich sprang auf und that einen Schritt vorwärts; mein Arm streckte sich wie beschwörend aus: „Wer bist du?“ rief ich mit lauter Stimme, „der du es wagst, die Züge dessen, der hier unter diesem Rasen schlummert, teuflisch nachzuäffen? Fort, Gebild der Nacht! Schon zum zweiten Mal trittst du mir entgegen.“

Ich zitterte, als ich diese Worte hervorgebracht, so heftig, daß ich mich auf das Geländer des Grabes stützen mußte. Die Erscheinung blieb unverrückt an ihrer Stelle und sah mich mit einem Blicke an, den ich nur zu gut kannte und der mein Blut erstarren machte. Dann breitete sie ihre Arme aus, gleichsam mich an ihre Brust lockend. Der Ausdruck des bleichen Gesichts nahm etwas unendlich Wehmüthiges an. Ich mußte mich abwenden. „Ich komme nicht,“

rief ich dumpf. „Ich kenne dich nicht, — ich mag dich nicht kennen! Verlasse uns.“

Er ließ langsam die Arme sinken, wandte sich und verschwand lautlos hinter den nächsten Baumstämmen.

Bald darauf traten Polyrena und Bertrada aus dem Walde. Sie hatten sich verspätet und die erstere war nicht wenig erstaunt, mich in einem Zustand so seltsamer Aufregung zu finden. Ich fragte Bertrada, wer der einsame im Mantel verhüllte Wanderer gewesen, der ihr so eben begegnet sein müsse? Sie antwortete mir mit ihrer gewohnten Kälte und Ruhe, daß sie Niemanden gesehen. Maria's Liebkosungen und ihrer Freundin Scherze beschworen allmählig den Sturm in meinem Innern; aber hatte ich am Tage das düstere Bild verbannt, in der Nacht, in meinen Träumen, kehrte es noch lange immer wieder.

Die Zeit der Abreise unserer lieben Gäste rückte jetzt heran. Der Gedanke hieran machte

mich finster und schwermüthig. Gezwungen auf dem Schlosse zurückzubleiben, wußte ich nicht, wie ich die Trennung überstehen sollte. Ich verwünschte die lästigen Pflichten, die meiner warteten; es erschien mir kein Glück auf Erden wünschenswerth, als nur das, nach Dresden zurückkehren zu dürfen. Mein Vater jedoch war unerbittlich.

Es war am letzten Sonntag, als ich beide Mädchen an einer einsamen Stelle des Gartens fand. Sie waren offenbar in einem ernstern Gespräche begriffen gewesen, als ich sie störte. Maria hatte den Arm auf die Marmoreinfassung des Springbrunnens gestützt und erhob sich von mir abgewendet, um mit langsamen Schritten einen Seitengang einzuschlagen. Ich sah ihr an, daß sie geweint hatte, und wollte ihr besorgt und eiligst folgen, allein der Arm Polyxena's hielt mich zurück. Mit einer lächelnden Miene, die aber völlig frei von Spott war, forderte sie mich auf, neben ihr Platz zu nehmen. „Aber

Maria?“ rief ich zerstreut und ängstlich, indem ich noch zögerte, unentschlossen, was ich beginnen sollte. „Lassen Sie sie,“ rief Polyxena mit festem Tone. „Bin ich denn nicht auch Ihre Freundin? und ist es denn nicht der Mühe werth, einmal auch ein Viertelstündchen mit mir zu verplaudern?“

„Das war schon lange mein Wunsch!“ rief ich und drückte die schöne Hand innig. „Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen, Polyxena. Niemand kann besser wie Sie mir mit Rath und That beistehen.“

„Sprechen Sie — ich höre so gern Geheimmisse.“

„Ach — sollte Ihnen das ein Geheimniß sein?“ rief ich, und blickte mit einem tiefen Seufzer in den Bogengang, an dessen Ende eben Maria verschwand.

„Allerdings nicht,“ antwortete sie lächelnd; „aber was sind Sie zu thun entschlossen?“

„Marien meine Hand anzubieten,“ rief ich schnell.

Sie sah mich mit ihren großen dunkeln Augen fragend an, dann stand sie auf, schloß ihren Arm in den meinigen und sagte: „Kommen Sie, ich sehe dort den Oheim herumwandeln; er könnte uns stören; was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, soll nicht unterbrochen werden.“

Wir gingen mit einander, und sie fuhr in ihrer Rede fort: „Ich billige Ihren Vorsatz nicht, und wäre es nach meinem Rathe gegangen, so unterblieb diese ganze Reise. Haben Sie bedacht, mein edler guter Freund, daß diese Heirath Ihr Unglück sein würde?“

„Polyxena!“ rief ich drohend.

„Ja — ja Ihr Unglück. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie sind jung, stehen an der Schwelle des Staatsdienstes. Eine ruhmwürdige Laufbahn öffnet sich Ihnen; wollen Sie auf den Altar, der einst bestimmt ist, die Bürgerkrone zu empfan-

gen, frühzeitig den eiteln Hut eines arkadischen Schäfers legen? Um Gotteswillen keinen vor-
eiligen Schritt. Sie lieben Marien — nun gut
— dagegen habe ich nichts; ich nehme sogar für
gewiß an, daß Maria Sie wieder liebt — aber
wo ist da die Nothwendigkeit, sich zu heirathen?
Die Ehe, mein Freund, ist ein abscheuliches In-
stitut, sie macht den Geist feige und den Körper
träge, sie fesselt den Mann an die kleine Scholle
Erde und macht ihn gleichgültig für den Ruhm.
Der Ruhm aber ist die erste heiligste Geliebte
des Mannes; die Kinder, die er mit dieser Ge-
liebten zeugt, sind seine einzig rechtmäßigen Erben.
Der Feigling hinterläßt Kinder, der Starke Tha-
ten. Runzeln Sie nicht Ihre schöne Stirne.
Glauben Sie immer an die Wahrheit, wenn sie
auch aus dem Munde eines Weibes kommt, daß
Sie für eitel und genußsüchtig halten.“

Ein stummer Seufzer war meine Antwort.
Sie ergriff meine Hand und fuhr eifriger fort:

„Maria ist kein Weib für Sie. Sie besitzt keinen Ehrgeiz. Sie würden ihr zu Liebe allen glänzenden Aussichten entsagen, zu denen Sie bis jetzt der Geist getrieben. Hören Sie auf diesen Geist. Legen Sie ihm nicht muthwillig Stillschweigen auf. Flieden Sie die Ruhe und die Bequemlichkeit, die das Besizthum giebt; entäußern Sie sich alles dessen, was nicht „Sie selbst“ ist, und stürzen Sie sich so ohne Ballast und Hemmiß in die Wellen des Lebens. Sein Sie kein bloßer Name, erringen Sie sich einen Platz unter Ihren Zeitgenossen.“

„Was ist der Ruhm gegen das Glück der Liebe?“ —

„O wie unmännlich!“ rief Polygena und trat einen Schritt zurück.

Ich faßte ihre Hand, zog sie an meine Lippen und indem mir die Thränen hervorstürzten, seufzte ich leise: „ich kann nicht anders.“

Sie schwieg und wir gingen lange Zeit stumm

neben einander; dann sagte sie: „Und ist Maria denn Ihre erste Liebe? Man hat mich versichern wollen, daß jenes Mädchen, welches wir auf der Pfarre fanden, sehr zärtliche Versicherungen von Ihnen empfangen.“

„Bertrada?“ rief ich befremdet.

„Dieselbe,“ entgegnete Polygena und sah mich scharf an.

„Sie war die Gespielin meiner frühesten Jugend; ich liebte sie immer und liebe sie noch wie meine Schwester.“

„Wie Ihre Schwester? Das heißt, Sie empfinden jetzt nichts mehr für sie. Von dem Augenblick an ist sie zur Schwester herabgesunken. Ach, ich kenne das. Wenn ich gewollt, hätte ich auch eine solche Schwester werden können; aber ich gehöre zu den Frauen, die diese Metamorphosen nicht lieben.“

„Ach, Sie verstehen mich nicht! — Sie wollen mich nicht verstehen.“

„Nun, so will ich Ihnen meinen letzten Grund sagen; hoffentlich wird doch der entscheidend sein. Maria liebt Sie nicht.“

Ich faßte ihren Arm krampfhaft an: „Polyxena,“ rief ich, „Sie dürfen sich nicht alles erlauben, was Ihnen Ihre Laune eingiebt. Sagten Sie nicht noch vor wenig Augenblicken, daß Sie glaubten, Maria liebte mich?“

„Ja, ja ich sagte das; allein was hilft es zu Ihrem Glücke, wenn ich es auch glaube? Die Wahrheit ist deshalb noch nicht ausgemacht. Sie wissen, wie Maria erzogen worden; anfangs im Kloster, später in einem vielleicht noch engerm Ver= schluß. Sie kennt die Welt nicht, Sie sind der einzige Mann, den sie in der Nähe gesehen hat, sie glaubt Sie zu lieben, — o wie gefährlich ist das alles!“ —

„Gefährlich — allerdings für jedes andere Mädchen, nur nicht für Marien.“

„O, Sie sind allerliebste! In wie fern macht sie denn eine Ausnahme von uns andern?“

„Das will ich Ihnen sagen. Weil sie eben noch nicht die Männer kennen gelernt hat. Weil sie noch nicht ohne Erwiederung geliebt hat, und noch nicht verlassen worden ist, weil — aber was ist Ihnen? Sie sind bleich.“

„Nichts — sprechen Sie nur fort.“

„Ich habe nichts mehr zu sagen.“

„Sie wollten ja noch ein „weil“ hinzufügen.“

„Ich glaube Sie zu kränken, Polyxena, und deshalb schweige ich.“

„Mich?“ —

„Ja Sie. Oder soll ich reden, um Sie für Ihren frühern Muthwillen zu bestrafen?“

„Meinethalben sprechen Sie. Ich habe nie ein Geheimniß aus meinem Leben gemacht. Von meinem Mangel an Grundsätzen plaudere ich Jedem vor; Sie wissen davon nicht mehr und nicht weniger als andere.“ Sie sagte diese Worte

eilig und mit Erröthen. Ich machte mir lebhaftere Vorwürfe, so weit gegangen zu sein. „Nein, Polyxena,“ rief ich mit einem ehrerbietigen und zugleich herzlichen Tone, „ich weiß nichts von Ihren Geheimnissen; ich weiß nicht einmal, ob Sie solche haben. Meine Anspielungen waren nur kindische Neckerei, hervorgerufen durch ihren kühnen Spott. Lassen Sie uns Frieden schließen. Eine Bundesgenossin wie Sie darf ich auf keine Weise meiner Angelegenheit entfremden. Aber sein Sie zugleich versichert, wenn ich es in Marien mit einem Neulingsherzen zu thun habe, so ist auch das meinige kein verderbtes.“ —

Wir waren wieder zum Bassin zurückgekehrt. Polyxena fiel mehr, als daß sie sich setzte, auf die Bank. In ihrem Antlitz lag eine Todtenblässe und ein verzerrter Zug. Ich blieb im stummen Schrecken vor ihr stehen. Wir hörten Stimmen sich nahen und nun entfernte ich mich.

Diese Unterredung befestigte mich noch mehr

in meinem Entschluß. Polyxena hatte sich ver-
rathen; sie liebte, und der unwürdige Gegenstand
dieser Liebe war ich. Aber diese Entdeckung
machte mich nicht hochmüthig, sie minderte nichts
an der lebhaften Bewunderung, die ich für die
Schönheit, für die Reize Polyxena's fühlte, aber
sie machte mich auch nicht schwankend in dem einen
Gefühl, das mich gänzlich beherrschte. Maria
mußte mein sein. Ich fühlte, daß die Bedingung
meines künftigen Fortbestehens an diese Gewäh-
rung geknüpft sei. Mein Ungestüm kannte jetzt
keine Grenzen. Der Tag der Abreise rückte heran
und die Nothwendigkeit mit ihm, daß der ent-
scheidende Schritt geschehe. Ich ließ durch mei-
nen getreuen Dupré die Gesinnung meines Vaters
vorher erforschen, ehe ich es wagte, selbst mit
ihm zu sprechen; sie fiel wider mein Erwarten
nicht ganz ungünstig aus. Jetzt erschien ich selbst
vor seinem Bette.

„Schon lange vorher, ehe ich das Fräulein

gesehen,“ sagte mein Vater, „wusste ich um deine Neigung für sie. In mancher Hinsicht ist's mir lieb, wenn du dich früh verheirathest; ich habe es gleichfalls gethan; ich sehe dich dann gesichert vor einem Mißgriff, den ich nicht mehr verhüten könnte. Sie ist sanft, nachgiebig, von guter Familie, obgleich nicht von so großem Reichthum, wie ich es wünsche. Laß dir für's erste hiermit genügen. So lange ich lebe, warte noch; wenn ich plötzlich sterbe und du bis dahin keine andere Wahl getroffen, so versprich mir, daß du diese nimmst.“

Diese Worte, mit schwacher Stimme gesprochen, besiegelte ich mit einem feierlichen Eidschwur und einem kindlichen Kusse auf die Hand des Greises.

Ich durfte jetzt Maria mein nennen. Es wurde ausgemacht, daß der alte Käfernburg mit seinen beiden Mädchen wieder nach Dresden heimkehren, ich aber nach Verlauf einiger Wochen

ihm dahin folgen sollte. Der Abschied wurde mir jetzt in der sichern Ueberzeugung meines erreichten Glückes nicht schwer. Ich sah eine selige Zukunft vor mir. Den letzten Abend, wo ich meine Maria an meinem Herzen hielt, zeigte ich auf meine väterliche Burg, auf die Ufer der Saale, an der wir standen, auf die in weite Nebelform sich hinziehende Landschaft und sagte: „Das ist nun dein, Maria. Wir werden nun für ein ganzes langes Menschenleben uns nicht mehr trennen. Hier ist der Schauplatz unseres Glückes! Jedes Plätzchen, jeder Schritt Erde wird dir einst durch die zartesten und süßesten Erinnerungen geheiligt sein. Hier, wo du jetzt als Braut wandelst, wirst du einst als Mutter wandeln, hier wo du als blühendes Mädchen stehst, einst an derselben Stelle wird die dankbare Greisin ihre Blicke zum Himmel lenken. Betrachte jetzt diese alten Mauern, sie werden unsere Welt sein. Dort oben das Fenster, das ein Balkon ziert, die kunst-

reiche Hand des Gärtners soll es stets neu mit Blumen schmücken, damit du, die schönste derselben, auf mich niederschauen mögest, wenn ich ausziehe in der Frühe, wie ein Ritter aus der goldnen Zeit der Poesie, mit dem Falken auf der Hand, hinter mir ein reicher Jagdzug. Oder wenn ein frohes Familienfest uns vereint, schaukelt sich wohl die bunt bewimpelte Gondel auf diesen Wellen und Gelächter und Melodien erfüllen die Luft. Auch die langen Winterabende mußt du nicht vergessen. Dann sitzen wir am Kamin; ein geschwätziger Gast aus Dresden erzählt uns die neuesten Liebesgeschichten der Hauptstadt und wir freuen uns, wenn wir die muthwilligen Schwänke hören, daß wir eine Jugend verlebt haben, keusch, rein und in den geheiligten Flammen reiner, gesitteter Liebe. Wir freuen uns, daß wir uns frühe hinausgerettet haben aus einem so gefährlichen Strudel, in dem oft die Edelsten scheitern und sinken. Nicht wahr,

Maria, so soll unser Leben sein, so wollen wir es bis an's Ende führen?"

Sie nickte mir zu mit dem heitersten Lächeln, das auch nicht den leisesten Schatten trüber Ahnung zeigte. Und doch hatte ich sie jetzt zum letzten Mal gesehn. Wo ist nun der Engel der Warnung, von dem unsre Frommen fabeln? Wo der Blick in die Zukunft, der mitten im Glücke ferne düstre Gestalten sieht? Wir waren glücklich wie die Kinder, und wir hegten die kindische Hoffnung, daß es nie anders werden könne.

Als ich nach sechswöchentlicher Abwesenheit nach Dresden kam, fand ich Maria nicht mehr. Es hatte sich ein betrübender seltsamer Vorfall ereignet; sie war aus dem Hause des Oheims verschwunden, Niemand wußte wohin. Unter der zügellosen Jugend eines verderbten Hofes war eine Entführung nichts seltenes, aber wer kannte Marien? Wer wußte auch nur von dem Dasein dieser still in tiefster Verborgenheit blühenden

Blume? Ihr sittsamer Reiz war wenig geeignet, die Blicke eines Lüstlings auf sich zu ziehen. Alle Umstände dieser frevelhaften That waren vom Zufall oder großer Klugheit so geordnet, daß bei der schärfsten Untersuchung aus ihnen kein Resultat zu ziehen war. Kein noch so geringes Anzeichen leitete auf irgend eine Spur, die man hätte verfolgen können. Ihre Zofe, ein ihr treu ergebenes Mädchen, war mit ihr verschwunden.



In demselben Verlage sind folgende
empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesezte Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Victor Hugo's

s ä m m t l i c h e W e r k e .

17 Bändchen, jedes zwischen 240 bis 400 Seiten in Taschenformat auf Velindruckpapier. Nthly. 6. 9 gr. fl. 10. 12 kr. rhein.

Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutschen Metalllauten dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefert zu werden? Dieser lunge Titan hat den Rückenparnaß der ältern französischen Literatur erstürmt. Er hat seiner Nation gezeigt, daß nichts so schön ist, als die Natur, und nichts so erhaben, als die Leidenschaft. Schöpferisch formt er das zähe Material seiner Muttersprache in unsterbliche Gestalten, welche neu gedacht, mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gotthischen Domen gleichen seine Romane, Laokoonsgruppen seine Dramen, östlichen Nächten mit Sternesflimmer, Palmenäuseln und den tausend Zaubern der Wüste seine lyrischen Ergüsse. Nach Göthe und Byron ist Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäische Anerkennung hat.

Diese Uebersetzung ist keineswegs als improvisirte Arbeit der Industrie zu betrachten, vielmehr dürfte kaum eine Uebertragung so bedeutende Celebritäten Deutschlands als Uebersetzer vereinigt haben, von welcher wir nur Heinrich Laube, F. Freiligrath, C. Duller, C. Beurmann, Prof. Adrian, A. Lewald, C. Dräxler, W. Manfred, Fr. Kottenkamp, G. Büchner u. a. m. nennen, welche durch ihre Original-Produkte die Bewunderung des Vaterlandes gewonnen haben.

Victor Hugo selbst hat unserm Unternehmen seine Theilnahme zugesagt: ein kostbarer Stahlstich bringt den Dichter physiognomisch, Adrian's Einleitung, sein Leben und den Geist seiner Schriften biographisch-kritisch zur Anschauung. Nichts ist von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geschmackvollen Gewande erscheinen zu lassen.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's sämtliche Werke geben, und schon deshalb mit den in Stuttgart erscheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechslung gerathen dürfen, da diese Ausgabe nicht nur in der äußern Ausstattung der unrigen nachsteht, sondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen sowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja sogar ganze Kapitel des Originals ausgelassen sind.

I n h a l t :

- 1r Band. Biographie und Charakteristik Victor Hugo's von Prof. Adrian.
 Der König amüsirt sich, Drama, übers. von D. L. B. Wolff.
 Hernani oder Castilianische Ehre, Drama, übersetzt von Ph. S. Kuhl.
- 2r u. 3r Bb. Han von Island, übers. von Prof. Adrian
- 4r Band. Der letzte Tag eines Verurtheilten, übers. von W. Wagner.
 Mirabeau, übers. von A. Lewald.
 Voltaire; Walter Scott; De la Mennais; Lord Byron, übers. von Ed. Beurmann.
- 5r Band. Angelo, Tyrann von Pabua, Drama, üb. von C. Duller.
 Marion de Lorme, Drama, üb. von D. L. B. Wolff
- 6r Band. Lucretia Borgia, Drama, üb. von G. Büchner.
 Maria Tudor, Drama, übers. von ebend.
- 7r Band. Bug Sargal, üb. von Heinrich Laube.
 Umberto Gallois, üb. von Ed. Beurmann.
 Dovalle, üb. von ebend.
- 8r Band. Cromwell, Drama, üb. von Fr. Kottenkamp.
- 9r Band. Oden und vermischte Gedichte, üb. von Ferdinand Freiligrath.
- 10r Band. Zur Literatur und Philosophie üb. von Eduard Beurmann.
- 11r Band. Herbstblätter. Dichtungen, üb. von G. Fournier.
 Dämmerungsgefänge, übers. von F. Freiligrath.
- 12r Band. Innere Stimmen, Dichtungen, übers. von D. L. B. Wolff.
- 13r, 14r u. 15r Band. Notre = Dame von Paris, übers. von Fr. Kottenkamp.
- 16r Band. Orientalen und Balladen, übers. von D. L. B. Wolff und Ferd. Freiligrath.
- 17r Band. Ruy Blas, Drama, üb. von C. Dräxler = Manfred.
-

J. F. Cooper's

s ä m m t l i c h e W e r k e.

126 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpapier
Rthlr. 23. fl. 35. 48 kr. rhein. Auf Druckpapier
Rthlr. 15. 2 gr. fl. 24. 12 kr. rhein.

Dieselben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. —
Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. —
Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. —
Die Wassernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharf-
richter von Bern. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz. —
Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch
in die Schweiz. — England und das sociale Leben der Hauptstadt. —
Erinnerungen an Europa. — Italien. — Die Heimfahrt oder die Jagd.

Washington Irving's

s ä m m t l i c h e W e r k e.

Aus dem Englischen übersetzt.

74 Bändchen. Geheftet.

Auf Velinpapier Rthlr. 13. 2 gr. fl. 21. 24 kr. rhein.
fl. 19. 38 kr. C. M. Auf Druckpapier Rthlr. 9.
fl. 15. 6 kr. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

Dieselben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisen-
den. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichte des Lebens
und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. —
Humoristische Geschichte von New-York. — Reisen der Gefährten des
Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reise
auf den Prairien. — Abbotsford und Newstead-Abtey. — Erzählungen
von der Eroberung Spaniens. — Astoria. — Abentheuer des Capitain
Bonneville.

Lord Byron's s ä m m t l i c h e W e r k e .

Herausgegeben von

Professor Dr. Adrian.

Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey.

8. 12 Bände auf weißem Druckpapier ohne Stahlstiche.
Rthlr. 4. fl. 7 rhein.

Dieselben mit Stahlstichen auf Velinpapier in englischem
Cartonband Rthlr. 12. fl. 21. rhein. Auf weißem
Druckp. in Congreve-Umschlag. Rthlr. 9. fl. 15. 45 kr. rh.

Die Dichtungen Lord Byron's sind wie überall so auch in
unserm deutschen Vaterlande so allgemein und rühmlichst be-
kannt, und die Uebersetzungen obiger Ausgabe bereits so sehr
als gelungen und des großen Dichters würdig anerkannt, —
daß ich es für überflüssig erachte, hier noch Mehreres zur
Empfehlung derselben hinzuzufügen. —

B i b l i o t h e k

Klassischer

Schriftsteller Nordamerika's.

1 — 48 Bändchen.

James Paulding's
a m e r i k a n i s c h e R o m a n e .

4 Theile. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 24 kr. rhein. fl. 2. C. M.

Dieselben enthalten: Wohlauf nach Westen. — Des Holländers Heerd.

In dieser neuen Sammlung, welche nur das Beste der nord-
amerikanischen Literatur aufnimmt, zeichnen obige Werke durch die frische
romantischer Schilderungen und durch den rein sittlichen Charakter sich
vorzüglich aus.

Der Name Paulding gehört in Amerika zu den gefeierten, und mit Recht nennt man ihn den Lieblingschriftsteller der Bewohner der neuen Welt. Seine Schöpfungen sind original und national zugleich. Mit Vorliebe schildert er das Leben der Hinterwälder, die Gefahren und Schrecken der Wildnisse, der Wälder und Ströme, die Einsamkeit der neuen Ansiedler, ihre Kämpfe mit Rothhäuten, Liegern und Wölfen; die großartige Natur seines Vaterlandes, das Anmutvotke und Erhabene der Scenerien der neuen Welt u. s. w. Seine Charaktere sind stets anziehend und so mannichfaltig als das Leben sie heutzutage. Die Darstellung ist rasch bewegt, dramatisch, und fesselt stets die Aufmerksamkeit des Lesers. Beachtenswerth ist die moralische Tendenz, welche jedem seiner Romane zum Grunde liegt und um deren willen man seine Werke der Jugend mit Nutzen in die Hand gibt. Der sittliche Adel der Grundzüge unsers Verfassers hat viel zu dem großen Beifall beigetragen, welchen er selbst bei dem ernst-strengen Anglo-Amerikaner fand.

Wir geben die Romane Paulding's in einer geschmackvollen und treuen Bearbeitung nach der ganz neuen, zu Neu-York erschienenen Original-Gesamtausgabe. Die übrigen Bände werden rasch folgen.

Gedichte

von

C. Dräxler = Manfred.

Neu durchgesehen und vollständig.

400 Seiten in 8. auf feinem weißen Velin. broch.
Nthlr. 1. 18 gr. fl. 3. rhein.

Ein Dichter, dessen anziehende Gesänge, noch ehe sie in einer Gesamtausgabe erschienen wären, bereits Eingang in so vielen Anthologien und Mustersammlungen und eine große Theilnahme im Publikum gefunden hatten. Bei der in unseren Tagen rege gewordenen Lust an guten Gedichten freut sich die Verlagsbandlung, der Lesewelt hiemit in der elegantesten Ausstattung eine Sammlung anzubieten, welche sich den gefeierten Leistungen eines Grün, Lenau und Freiligrath würdig anschließt, und die im Gebiete des (wahrhaft musikalischen) Liedes wie der Romanze und Ballade so Interessantes enthält, daß sie dem Leser, wie dem Componisten und Declamator gleich willkommen sein wird.

Herz und Ehre.

Novellen und Schilderungen.

Von **C. Dräxler = Manfred.**

2 Bände. 8. Nthlr. 2. 12 gr. fl. 4. 30 fr.

Rheinische Lieder und Sagen

von

Abelheid von Stolterfoth.

1839. Mit Titeltupfer. 22 Bogen. 8. broch.
Nthlr. 1. 10 gr. fl. 2. 24 fr. rhein.

Der neue Messias

und

seine Propheten.

Eine culturhistorische Novelle
von Fr. Meuf.

8. Geh. Nthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 fr. rh. fl. 2. 15 fr. C. M.

In einer Zeit wo die Novelle mehr als je zum Organ der höchsten geistigen Interessen dient, unternahm es der Herr Verfasser, das gebildete Publikum mit den Früchten des jetzt grassirenden Pietismus und Mysticismus bekannt zu machen. Dem Theologen wie Nicht-Theologen wird in einer einfachen klaren Sprache eine Erzählung, aus dem Leben gegriffen, mitgetheilt, die deutlich vor Augen führt, was man von jenen Wölfen in Schaaßpelzen zu erwarten habe. Gewiß wird Niemand, der des Verfassers Absicht erkannt, die Schrift unbefriedigt aus den Händen legen.

Parzen und Eumeniden.

Von

Dr. Gustav Bacherer.

Zwei Bände. Nthlr. 3. fl. 5. 24 fr. rhein. fl. 4. 30 fr. C. M.

Inhalt: Der Zauber-Jüngling von Strasburg. — Der Todtengräber von Giraau. — Geister-Rache. — Allemannische Liebe.
